

Nach kurzer Krankheit entschlief heute mein lieber Mann, unser guter Vater und Opi, Bruder, Schwager und Onkel

Wilhelm Mertineit

(früher Memel, Schulsteig 2)

im 67. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

Anna Mertineit, geb. Pawils
Manfred Mertineit und Frau Susan,
Klaus und Jens
Heinz Mertineit und Frau
und alle Angehörige

29 Oldenburg, den 3. 12. 1975
Hermelinweg 12

Christel von der Brelie

geb. Meding

* 22. 12. 1926 † 25. 11. 1975

Für uns alle noch unfaßbar verstarb plötzlich und unerwartet unsere liebe Mama, Schwester, Schwägerin und Tante.

In tiefer Trauer:

Carin und Kai von der Brelie
Geschwister und Anverwandte

4 Düsseldorf, Stückerstraße 4
Offenburg, Trebur, Krefeld, Basel

Die Beerdigung fand Dienstag, den 2. Dezember 1975 um 14 Uhr auf dem Pennigbütteler Friedhof — Pennigbüttel bei Osterholz-Scharmbeck — statt.

Durch einen tragischen Verkehrsunfall verloren wir unseren lieben Bruder, Schwager, Onkel, Nefen und Vetter

Forstamann i. R.

Johannes Buttkeireit

früher Försterei Kawohlen, Kr. Heydekrug

geb. 3. 11. 1912 gest. 31. 10. 1975

Die Geschwister

Heinrich Buttkeireit

63 Gießen, Licherstraße 106

Margarete Pinnau, geb. Buttkeireit

5401 Halsenbach, Wiesenstraße 9

Ruth Krueger, geb. Buttkeireit

6312 Laubach, Richard-Wagner-Straße 12

Leni Bracker, geb. Buttkeireit

2217 Kellinghusen, Preusserstraße 21

Maria Hallberg, geb. Buttkeireit

Höganäs-Tjörred, Schweden

Die Beisetzung erfolgte am 5. 11. 1975 in 6312 Laubach / Ober-Hessen.

Gott hat zu sich gerufen meinen lieben Mann, unseren Vati und Opa

Walter Krebs

* 19. 7. 1893 † 17. 11. 1975

früher Dinwethen, Kreis Memel

In stiller Trauer:

Liselotte Krebs, geb. Riege

Ursula Stormer, geb. Krebs mit Axel

Richard Winterfeld und Frau Renate,

geb. Krebs mit Ilona

Monika Krebs, Dietmar Krebs und

Frau Helga, geb. Richert mit Erika und

Birte

und alle die ihn lieb hatten.

3101 Wolthausen - Celle, Twechten 7

Die Beerdigung fand am Montag, dem 24. 11. 1975 in Wolthausen statt.

Fern der Heimat entschlief am 28. 11. 1975 unsere liebe, gute Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Louise Monien

geb. Borck

im Alter von 78 Jahren.

In tiefer Trauer:

Lotte Stowasser, geb. Monien

Kurt Monien und Frau Annemarie

Heinz Monien und Frau Hanchen

Dieter Stowasser

Sigrid und Meike Monien

Kirstin Monien

2380 Schleswig, Haithaburing 22
früher Memel, Kantstraße 23

Käte Bellmann

geb. Bendig

* 27. 12. 1890 † 29. 10. 1975

In Liebe und Dankbarkeit

Im Namen aller Angehörigen

Charlotte Stevens, geb. Bellmann

Eva Bellmann

238 Schleswig, den 29. Oktober 1975

Mozartstraße 24

Vormals Heydekrug, Tilsiter Straße 20

Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

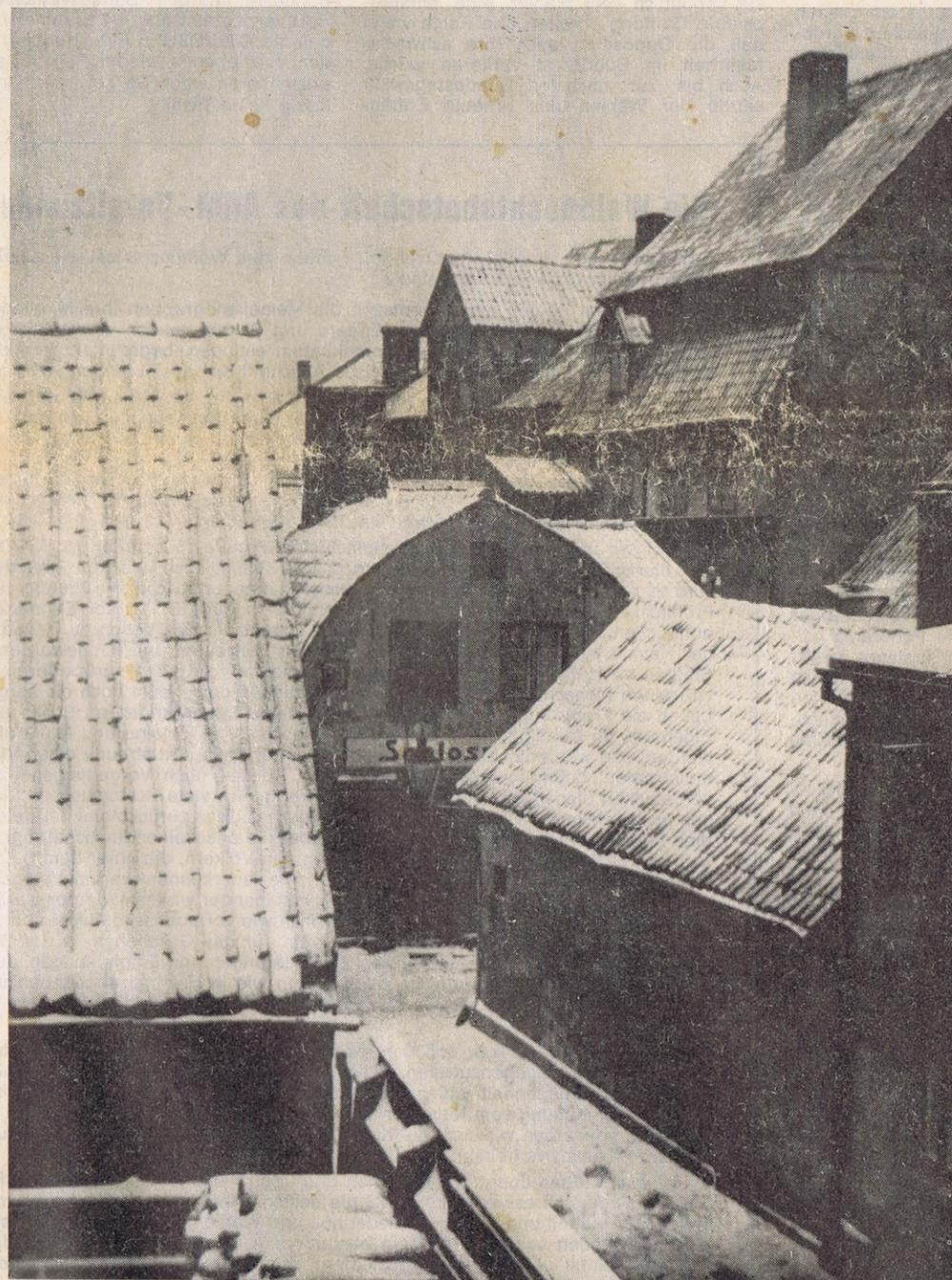
T 4694 E



127. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Dezember 1975

Nummer 12



Wir blicken aus dem alten Pfarrhaus der Jakobuskirche, das an der Ecke Fuhrmann-Kirchenstraße stand. Aus einem Fenster auf der Rückseite des Hauses sehen wir in das Ende der Kirchenstraße und auf die Schlosserei von John Malkeit. Hinten biegt die Kirchenstraße in die Ordonanzstraße ein. Vorn links der beschneite Zaun gehört zur Auffahrt der Gastwirtschaft Adomeit. Das hohe Haus rechts steht bereits an der Großen Wasserstraße.

Aufn.: Hermann Ribbat

Weihnachten in der Memeler Altstadt

Sagt der Bundesrat „Jein“?

Entscheidung über Polen-Abkommen fällt im Januar

Die von der CDU und CSU regierten Bundesländer haben Anfang November im Bundesrat eine „Reihe gravierender Bedenken“ gegen die Abkommen mit Polen erhoben. Die endgültige Entscheidung der Länderkammer wird jedoch erst beim zweiten Durchgang im Januar nächsten Jahres folgen. Viel spricht dafür, daß die CDU/CSU-Länder dann nicht mehr geschlossen, man apostrophiert vor allem das Saarland, nein zu dem Abkommen sagen werden.

Die Vertriebenen, aber auch ein breiter, über die Eskalation der polnischen Forderungen enttäuschter Teil der öffentlichen Meinung, hätten jedoch kein Verständnis

Rettet die Wanderdünen!

Werden nicht die Nehrungsdünen verschwinden? So fragen in der „Tiesa“ vier Mitarbeiter eines litauischen Forschungsinstitutes. Sie meinen, wer einmal die Nehrung gesehen habe, werde sich immer wieder an ihrer ungewöhnlichen Schönheit erfreuen wollen. In Jahrhunderten habe die Natur diese Perle geschaffen, und die Menschen hätten sie noch weiter vervollständigt und geschmückt und schmücken sie weiter. In jedem Jahr finde man etwas Neues: grüne Rasenflächen, vielfarbige Rosenbeete, geebnete und betonierte Haffufer, asphaltierte oder mit kleinen Ziegeln ausgelegte Waldpfade. Man finde sich in das Grün der Nehrung einfügende Erholungs- und Wohnbauten. Man freue sich, daß die Nehrung mit soviel Liebe behütet und bereichert werde. Jedoch beobachtet man mit nicht geringer Unruhe, welche Gefahr für die Nehrung zweifelhafte Menschen bildeten. Schon wenn man vom Delta des Memelstromes oder von der Windenburger Ecke auf das bezaubernde Panorama von Nidden blicke, sehe man erstaunt, welch ein Untier auf den bezaubernden Teppich gekrochen sei! Das seien die renovierten und aufgestockten Bauten des Erholungsheimes „Jurate“. Unbehagen erweckten auch einige andere Neubauten.

Es bewegte einen auch das Schicksal der Wanderdünen: Werden sie nicht bald das Haff zuschütten und nur eine Ebene zurücklassen? Man brauche nur vom Haff aus auf die Dünen zu blicken, um offensichtlich zu erkennen, wie sie in das Wasser gleiten. Noch deutlicher sehe man es am Grab-scher Haken. Hier versinken die weißstämmigen Birkchen im Sande. Manche Wipfel grünen noch. In ein paar Jahren ist der Dünen-sand um einige Meter vorwärtsgeglitten. Wenn er im gleichen Tempo weiterwandert, so bedarf es nur einiger Jahre, bis man die Dünen nur noch auf Bildern sehen wird.

Gibt es keine Mittel um sie aufzuhalten? Ärgeris erzeuge es, wenn Scharen von Wanderern sich auf den Dünen ergießen und den Sand so zertrampeln, daß er auch ohne Wind in das Haff gleitet. Da habe mancher ein Vergnügen daran, die Abhänge hinunterzurutschen, obwohl Aufschriften dieses verbieten. Es stelle sich die Frage, ob es nicht am besten wäre, das Gehen auf den Dünen ganz zu verbieten oder es nur Exkursionen und auf bezeichneten Pfaden zu gestatten. Mit einem besonderen Mandat versehene Sommerfrischer könnten den Dünen-schutz sehr unterstützen. **al**

dafür, daß die Unionsparteien zwar im Bundestag das Abkommen, wie zu erwarten ist, ablehnen, aber ihre Hände in Unschuld waschen, wenn etwa das eine oder andere CDU-geführte Land aus zweckfremden-opportunistischen Erwägungen im Bundesrat, wie vordem auch den Warschauer Vertrag, passieren lassen würden. Schon bei den nächsten Landtagswahlen in Baden-Württemberg und später an der Saar, beide Daten fallen in das Bundeswahljahr, würden sie vermutlich vom Wähler eine entsprechende Quittung erhalten. Die Folge wäre, daß die Opposition auch ihre schwache Mehrheit im Bundesrat verlieren würde. Auch bis zur nächsten Bundestagswahl würde der Wähler eine erneute Enttäu-

schung über das Deutschland- und ostpolitische Verhalten der Opposition nicht vergessen. Was die Stimme der Vertriebenen in dieser Sache wiegt, das haben in negativem Sinne die letzten Bundestagswahlen und das haben positiv die Wahlen in Bayern gezeigt, wo die CSU in der Deutschland- und Ostpolitik eine geschlossene und konsequente Haltung bewiesen hat, damals wie heute auch in der Sache des Polenabkommens.

Allzu lebhaft ist noch die Enttäuschung über den Umfall der Opposition vom Nein zum Jein bei der Schlußabstimmung über die Ostverträge im Bundestag in Erinnerung. Auch damals haben die CDU/CSU-Länder nach der von „Truppenführer“ Barzel im Benehmen mit der Koalition gemagten Schwenkung im Bundestag in Richtung Stimmenthaltung auf Einspruch im Bundesrat und beim Bundesverfassungsgericht verzichtet. Daher ist es unverständlich, daß die CDU/CSU in ihrer Kernmannschaft den Vertriebenen wieder Rainer Barzel zu präsentieren wagt. So gewinnt man zuverlässig keine Wahl.

Die Weihnachtsbotschaft des AdM-Vorsitzenden

Herbert **Preuß**, 1. AdM-Vorsitzender, richtete zum Weihnachtsfest wie alljährlich ein Grußwort an die Landsleute!

Als mit dem Beginn der Adventszeit die Memellandgruppen ihre Mitglieder, deren Freunde und Bekannte mit Kindern und Enkeln zu den vorweihnachtlichen, festlich ausgestatteten Zusammenkünften einladen, begann der fröhliche aber auch besinnliche und nachdenkliche Abschnitt des auslaufenden Jahres.

In einer Zeit, in der sich die Natur zur Ruhe begibt, um Kräfte für den Aufbruch im Frühling zu sammeln, legen auch wir eine Atempause ein, um das Geschehen des letzten Jahres an uns vorüberziehen zu lassen. Wir nutzen diese Atempause um festzustellen, ob das zu Ende gehende Jahr erfolgreich war. Je nach Ausfall des Ergebnisses werden wir unser Streben und Handeln für die Zukunft einrichten müssen. Das Ergebnis wird auch den Grad der Fröhlichkeit, der Besinnlichkeit und der Nachdenklichkeit bestimmen.

Wenn wir uns bemühen, zum Weihnachtsfest Freude zu bereiten, so fällt ein Teil dieser Freude wieder auf uns zurück und stimmt auch uns froh. Trotzdem wird es den meisten von uns nicht gelingen, eine unbeschwertere Freude und Fröhlichkeit zu genießen. Es werden vor unserem Auge Bilder der Erinnerung auftauchen, die uns in die Kindheit, in die Jugend, in das Leben zu Hause in der Heimat zurückführen, zurückführen zu uns vertrauten und liebgewordenen Städten an Haff und See, Wald, Heide und Nehrung; die uns zurückführen zu vertrauten Menschen, die in Gräbern zurückblieben oder heute noch ein karges Leben als Fremde in der Heimat führen müssen. Erinnerungen an Besitz und Eigentum, an freudige und schmerzliche Erlebnisse, an Erfolge und Mißerfolge werden, und wenn nur für kurze Augenblicke, der Weihnachtsfreude einen Wermutstropfen beimischen. Weder Haß- noch Rache- noch Vergeltungsgefühle verursachen diesen Wermutstropfen. 30 Jahre lindern viele Schmerzen und lassen auch schwerste Wunden heilen und vernarben. Was zurückbleibt, ist jedoch eine tiefe Verbitterung und Enttäuschung über die anscheinende Nichterfüllbarkeit der Ideale im Zusammenleben zwischen den Völkern, die unter dem Begriff „Menschenrechte“ zusammengefaßt sind. Alle anerkennenswerten Versuche, menschliche Handlungsweisen im Umgang miteinander wirksam werden zu lassen, müssen der Erkenntnis weichen, daß nach wie vor politische Macht und militärische Stärke die bestimmenden Faktoren für das Geschehen in der Welt sind. Vor ihnen treten humanitäre Absichtserklärungen und Empfehlungen, auch wenn sie vor einem so eindrucksvollen Forum wie in Helsinki abgegeben und unterschrieben wurden, zurück. Konkrete Freundschafts- und Beistandspakte zählen mehr.

Diese harte Wirklichkeit soll uns jedoch nicht entmutigen, trotz aller Enttäuschungen, dem entgegenzutreten, was wir als Unrecht erkannt haben und daher mit aller Entschiedenheit ablehnen müssen. Gegen den Kommunismus haben wir die Überzeugung vom Ideal der persönlichen Freiheit zu setzen. Nehmen wir sie ernst, so werden wir auch die Kraft finden, weiterhin für sie einzutreten und ihr zum Siege zu verhelfen.

In diesem Sinne übermittle ich Ihnen und Ihren Familien zum Weihnachtsfest 1975 und zum Jahreswechsel 1975/76 die besten Wünsche in der Hoffnung, daß Ihnen Gesundheit und Erfolg, Zufriedenheit und Wohlergehen auch im nächsten Jahr beschieden sein mögen. Mein besonderer Gruß gilt den im letzten Jahr aus der Heimat gekommenen Aussiedlern, denen ich ein gutes und möglichst reibungsloses Einleben in der Bundesrepublik Deutschland wünsche.

Gleichzeitig geht mein Dank an alle Memelländer, die unsere Heimattreffen besuchten, dadurch ihre Verbundenheit zu unserem ostpreußischen Memelland zum Ausdruck brachten und uns in unserer Arbeit so eindrucksvoll bestätigten.

Prof. Si Hamza Boubakeur - ein Freund der Vertriebenen

Als die ostpreußische Frauengruppe Göttingen in diesem Frühjahr eine Reise nach Frankreich und Belgien unternahm, war der Besuch in der Pariser Moschee einer der Höhepunkte dieser erlebnisreichen Fahrt. Der Rektor des Muselmanischen Instituts der Pariser Moschee Prof. Si Hamza Boubakeur erwies sich nicht nur als charmanter Gastgeber, sondern auch als kenntnisreicher Freund Deutschlands und seines Vertriebenenproblems. Nach dem Besuch



der Ostpreußenfrauen in Paris schrieb der hohe islamische Würdenträger an Ingeborg Heckendorf, Frau eines Gutsinspektors aus dem Memelland, die kürzlich Landesfrauen-gruppenleiterin von Niedersachsen-Süd wurde: **„Wir müssen unsere Anstrengungen, unseren Willen, unsere Mittel und unseren internationalen Einfluß vereinigen, um Deutschland in seiner untrennbaren Ganzheit, seiner Größe und seiner zivilisatorischen Macht wiederherzustellen. Wie gerne möchte ich vor meinem Tode diesen Zustand verwirklicht sehen! Gewiß, ich bin kein Deutscher, aber Deutschland wird immer die Heimat meiner Träume bleiben, so wie ich es 1937 gekannt habe: dynamisch, hoffnungsvoll, selbstsicher, strahlend und schön wie ein Maimorgen. Aus diesen meinen Träumen umfange ich alle Deutschen, denn indem ich jeden Einzelnen umfange, habe ich das Gefühl, ganz Deutschland mit allen seinen Ländern und allen voran das unsterbliche Preußen, an mein Herz zu drücken.“**

Prof. Boubakeur hatte im Oktober Gelegenheit, im UNO-Hauptquartier in New York auf einem Kongreß unter Generalsekretär Kurt Waldheim einen Vortrag zu halten, in

170 000 Nehrungsbesucher

Die „Tiesa“ erwähnt die große Veränderung des Aussehens der Kurischen Nehrung in 30 Jahren. Sie ist zum Landschaftsschutzgebiet erklärt worden. Es sind neue Erholungsstätten entstanden. Gegenwärtig sind es 37 Erholungsheime und zwei Lager der jungen Pioniere. Im vergangenen Jahr erholten sich auf der Nehrung 170 000 sowjetrussische Werktätige. Gegenwärtig werden besonders in Schwarzort Wohnungen gebaut, daneben ein Kaufhaus. Ebenso werden Wasserleitung und Kanalisation angelegt. In allen Wohnorten werden die bodenständigen Häuser der Fischer restauriert. In Nidden ist viel gebaut worden. In fünf Jahren sollen dort 7 Millionen Rubel aufgewendet werden.

dem er auf die Ansprüche und Rechte der entwurzelten Minderheiten hinwies. Als Beispiel führte er dort die unmenschliche Verdrängung der ostpreußischen Bevölkerung von ihrer heimatlichen Scholle an. In zahlreichen persönlichen Gesprächen konnte er über das Unrecht sprechen, das an den Nachkommen Kants, Goethes und Schillers durch die Teilung ihres Vaterlandes und die Vertreibung begangen worden sei.

In der zweiten Hälfte des November war Prof. Boubakeur bei den Göttinger Ostpreußen zu Gast. Er nahm an einer kulturellen Veranstaltung am 21. November im



Weihnachten in französischer Gefangenschaft

ERINNERUNGSBILDER — VON G. HAUPT

Das dumpfe Grollen der Stalinorgel verstummte. Die russischen Gefangenen, die in Deutschland wehmütig ihre uralten Lieder gesungen hatten, kehrten wieder in ihre Heimat zurück. Auch die anderen Siegermächte zogen ihre Gefangenen aus Deutschland heraus. Grausam war der Krieg, aber grausamer noch war das Ende: Deutschland ein Spielfeld fremder Mächte. Deutsche Soldaten blieben in der Gefangenschaft.

Wie kann man in Frankreich Weihnachten feiern? Am Heiligen Abend dringt ohrenbetäubendes Knattern in den alten Pferdestall, in dem achtzig deutsche Gefangene sitzen, essen, schreiben, spielen, liegen oder schlafen.

„Wieder einer ausgerissen?“

„Heute nicht schießen!“

Vor dem Gefangenenlager Mulsanne hält ein Motorrad. Unheimliche Stille. Der Posten winkt. Mit flinken Fingern bindet ein Franzose den Christbaum los, trägt ihn — trägt ihn hinein. Die Tür springt auf. Müde, verwunderte Augen starren auf das mit bunten Schleifen über und über behangene Gebilde. Ist es nicht doch ein Baum? Und ein Brief hängt daran. An Unteroffizier Fritz Seikat!

„Hier!“

Wie langsam er geht! Die Hände zittern. Seikat ist abgemagert, die Füße tragen ihn kaum. Er liest einmal, zweimal, dreimal die fremde Unterschrift: Pierre Renault. „Ich in Königsberg war Grüße von Frau bestellen. Hoffe, du auch bald nach Hause. Königsberg kalt. Pierre Renault aus Paris.“

Hoffe, du auch bald nach Hause — hoffe, du auch bald nach Hause — hoffe, du auch bald nach Hause. Die Worte verschwimmen vor seinen Augen.

„Essenholer raus!“

Die Tür wird aufgerissen. Man wartet, man grübelt, man löffelt die dünne Kohlsuppe. „Nach dem Essen feiern wir.“ Jeder hält schon ein kleines Geschenk in der Tasche bereit. Alle hängen ihren Gedanken nach, sehen ein Bild vor sich, von der Frau im Hochzeitskleid, den spielenden Kindern, den Eltern und Geschwistern, der Braut, der Freundin — oder auch von vielen Freun-

Deutschen Garten teil, zu dem auch LO-Geschäftsführer Milthaler aus Hamburg gekommen war. Prof. Wolfrum sprach über die Geschichte des Preußenlandes. Der Belgier Arthur Kappenne, ehemals Kriegsgefangener in Ostpreußen und langjähriger Freund und Reiseleiter der Göttinger Ostpreußen bei ihren Fahrten in das Nachbarland, führte Dias von der letzten Fahrt vor. Am nächsten Tag wurden die ausländischen Gäste durch das neue Göttingen und das Universitätsgelände gefahren. Tief beeindruckt wurden sie durch einen Besuch im Lager Friedland und an der Zonengrenze in Beselhausen. Die Ostpreußenfrauen sind für das nächste Jahr bereits wieder in die Pariser Moschee zu einem Essen eingeladen! — Auf unserem Bild grüßt Prof. Boubakeur zusammen mit Ingeborg Heckendorf unsere Landsleute. Aufn. Fritz Paul, Göttingen

dinnen. Andere wieder denken an ein schönes Tier, das ihnen vertraut ist.

Jetzt geht's los! Namen fliegen hin und her. Fast zärtlich werden Papiere geglättet. Vielleicht — nächstes Jahr? Sie kennen sich seit vielen Monaten, wissen manches voneinander — und doch nicht alles. Sie haben sich geübt im Mitfühlen, Mitdenken, Mitteilen, Mitfreuen, Miteinanderleben. Wie Kinder gehen sie mit überraschten Gesichtern von einem zum andern: ein Kästchen aus Schilf, ein Zigarettenetui, ein Buch, ein Spiegel, ein Bild, ein Stein, ein Gedicht. Ein Gedicht?

„Komm' laß' mich's lesen!“

WINTERSONNE

Wie anders grüßt du uns in schneeverhüllter Zeit, du schweigsam, hohes Leuchten.

Wie anders seh'n wir dich, erwartend, sehnsuchtsvoll, und immer wieder scheu mit banger Frage an.

Wie anders sind wir doch und wissen's nicht, wenn uns die Winter-sonne leise grüßt.

Da, erstauntes Rufen, immer lauter: „Halt!“ — „Fang' ihn doch!“ — „Wo ist er?“ — „Da unten?“ — „Nein, hier!“

Achtzig Mann sind in Bewegung — und oben auf einem der vierstöckigen Betten sitzt er und blickt sie mit seinen goldenen Augen an — ein Laubfrosch, in seinem hellen Grün, als wollte er schon den Frühling verkünden.

„Das ist genau das, was ich brauche“, sagt ein Zoologe und setzt ihn vorsichtig auf seine Hand. „Ja, so einen hätte ich auch zu Hause, der saß immer auf der Gardinestange. Ich glaube, ihm ist zu warm hier. Wir müssen ein Fenster öffnen.“ Und hopps — springt der Laubfrosch auf die Weide, die schon ihre silbernen Knospen zeigt.

Während sie alle in die schweigende Nacht schauen, murmelt Seikat in seinen Bart hinein: „Ja, so ein bißchen Weihnachten müßte man jeden Tag haben. Dann würde man anders werden — ganz anders.“

Auf der Suche nach Ostpreußen

Mosaiksteine einer Urlaubsreise — Von Dr. Gerhard Willoweit

Was wird eine PKW-Fahrt mit der Familie durch West- und Ostpreußen dreißig Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges bringen? Hat sie überhaupt einen Sinn? Im sonnenüberfluteten Sommer im Juli 1975 suchte ich nach einer Antwort auf diese Frage. Das Ergebnis ist für jeden Ostpreußen, der seine Geburtsstätte, seine Heimat aufsucht, ebenso zwiespältig wie für den, aus dem nicht besuchbaren nördlichen Teil, aus Memel stammt, und Südostpreußen näher kennen lernen möchte.

In das Zimmer des Hotels Warminski in Allenstein, in dem die ersten Zeilen niedergeschrieben werden, klingt der abendliche Gesang junger polnischer Menschen herüber. Sie freuen sich über einen gelungenen, sommerlichen Urlaubstag. Sie sind in Polen, vielleicht auch hier in Masuren, geboren. Sie fühlen sich als Hiesige, als Einheimische, und sie besingen vielleicht die Schönheit ihrer Heimat. Und wir, die ebenfalls in Ostpreußen geborenen Menschen, die ebenfalls ihre unbeschwertere Jugendzeit hier verbracht haben, stehen stumm daneben. Wir können uns mangels Kenntnis der polnischen Sprache nicht verständlich machen, wir können nicht ausdrücken, was wir empfinden an diesem herrlichen Sommerabend. Es wird uns öfter so ergehen. Das Herz wird einem noch öfter schwer werden im Angesicht unserer Heimat, angesichts der Tatsache ihres Verlustes, im Angesicht der wie eh und je reinen und großartigen ostpreußischen Landschaft, im Angesicht aber auch der eigenartigen — man ist geneigt zu sagen — östlichen Fremdheit im heutigen Erscheinungsbild unserer Städte wie in Elbing, Braunsberg, Preußisch-Holland, Mohrunge, Rastenburg, Lötzen, Osterode oder Marienburg, um nur einige, besonders entstellte Siedlungen zu nennen.

Die große Apokalypse im Frühjahr 1945 hat ihre nicht mehr auszulöschenden Spuren hinterlassen, hat in die ostpreußische Erde scharfe Furchen gezogen, gleichsam wie in dem Gesicht eines alten Mannes. Aber wie in einem solchen alten Gesicht erkennt man vielfach noch den unvergleichlichen Charakter der ursprünglichen Siedlung — ich nenne als Beispiel das Gut Cadinen am Frischen Haff. In anderen Fällen ahnt man nur noch die Größe vergangener Tage und könnte weinen über den Trümmern — ich nenne Schloß Schlobitten.

Kann jemand auf der Welt eine 700jährige Geschichte einfach auslöschen und ungeschehen machen? Wenn wir die historischen Abhandlungen und Anmerkungen in Prospekten und im offiziellen „Reiseführer Polen“, hrsg. vom Verlag Sport i Turystyka, Warschau 1971, genauer studieren, stellen wir fest, daß hier über lange Strecken alles, aber auch alles über die deutsche Geschichte der Städte oder Landstriche einfach weggelassen wird; auch eine Form der „Bewältigung“ der Vergangenheit. Oder es wird einfach verdreht, historische Tatbestände werden auf den Kopf gestellt, abgefälscht, umgemünzt, was in anderem Zusammenhang zu belegen wäre. Ich bezweifle, ob sich die für den Tourismus bestimmte polnische „Geschichtsschreibung“ hier auf die Dauer einen Dienst erweist. Viele Beteiligte beider Seiten — Polen wie Deutsche — wissen es besser. Und es gibt Polen, die sagen es auch klipp und klar. So erlebte ich vor drei Jahren auf einem Kurzbesuch in Warschau in der Altstadt die folgende bezeichnende Episode. Unsere eng-

lich sprechende Leiterin der Stadtrundfahrt erklärte uns, vor dem Portal der St. Johannes Kirche stehend, es handele sich bei dem Baustil um polnische Gotik. Die Kirche sei von masowischen Fürsten im 13. Jahrhundert erbaut worden. Auf den ersten Schreck beim Anblick einer Kirche im typischen norddeutschen Backsteingotik-Stil sagte ich gar nichts, nach dem Luftholen ließ ich es, noch etwas zu sagen, denn es handelte sich um eine englische Reisegruppe, die sicher kaum verstanden, worum es geht, oder eine Diskussion dieser Art falsch ausgelegt hätte. Am selben Abend lernte ich zufällig einen sehr gut deutsch sprechenden Warschauer kennen, der — wie sich bald herausstellte — überdurchschnittliche Geschichtskenntnisse besaß. Ich konnte es nicht lassen und sprach ihn auf die St. Johannes-Kirche an. Dieser Mann, Mitte vierzig, erklärte spontan und in heller Entrüstung: „Natürlich haben Sie Recht beim Baustil. Die Kirche wurde vom Deutschen Orden gebaut. Und im übrigen haben die Herzöge von Masowien den Orden ins Land geholt, das wissen wir, jede andere Darstellung ist falsch!“

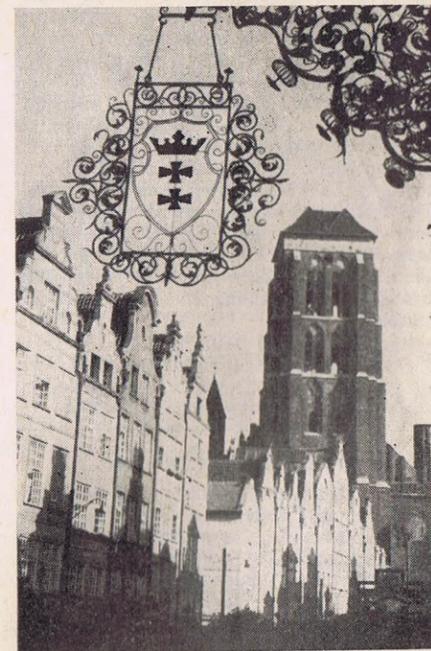
Ein Urlaub in Ostpreußen kann für unsere Generation nie so unbeschwert sein, wie ein solcher in Spanien oder Dänemark. Dabei geben sich die Polen alle Mühe, uns zufriedenzustellen. Das beantragte Visum für die PKW-Fahrt kam innerhalb von 10 Tagen. Grenzkontrollen und Zwangsumtausch liefen reibungslos. Es wurde im Gegensatz zur DDR nicht die stereotype Idioten-Frage gestellt, ob man Waffen, Munition, Auto-Telefon oder Taschenrechner bei sich führe (sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise durch die „DDR“!). Wir waren das Risiko eingegangen, außer für die ersten zwei Nächte in Stettin kein Zimmer vorzubestellen, und wir hatten trotz Hochsaison überall Glück mit Hotelzimmern, ob in Leba (Pommern), Gdingen, Elbing oder Allenstein. Es blieb gleich, ob es sich um eine oder 3 — 4 Nächte handelte. Allerdings mußten wir unsere Zimmer irgendwann zwischen 11 — 16 Uhr buchen, später geht nichts mehr, außer bei Privatquartieren. Die Hotel-Angestellten sind höflich, hilfsbereit und für westliche Maßstäbe unbegreiflich umständlich. Vorausbuchung per Telex am nächsten Ort — ein solcher Wunsch begegnet nur verständnislosem Schweigen oder Nichtstun. Da nützen auch sonst gerne genommene kleine Geschenke wie Seife, Strumpfhosen oder Zigaretten nichts. Ein Zimmer kann gebucht werden, wenn man „vor Ort“ ist, und das nur zum richtigen Zeitpunkt. Wann dieser ist, das ist von Hotel zu Hotel verschieden, und das weiß wahrscheinlich nur der Kierownik (Geschäftsführer), denn der gibt die ohnehin schon morgens geräumten Zimmer irgendwann im Laufe des Tages der Rezeption frei. In einem Fall — in Gdingen — passierte uns, daß wir ein Zimmer zunächst nur für eine Nacht erhielten. Am nächsten Mor-

gen trommelte uns die Oberputzfrau höflich, aber bestimmt heraus, denn laut ihrer Liste wurde unser Zimmer frei. Eine Rückfrage bei der Rezeption um 10 Uhr, ob wir nicht weiter bleiben könnten, wurde negativ beantwortet. Wir sollten um 12 Uhr wiederkommen. Nach interessanter Hafensehtsichtigung fanden wir uns wieder ein. Zunächst gab es nur eine sehr teure, ganze Suite. Dann telefonierte die Rezeption endlos herum. Danach kostete die Suite noch mehr, aber dafür war nun ein anderes Zimmer zu erhalten. Es war dasselbe, in welchem wir die letzte Nacht verbracht hatten! Die Putzkolonne hatte mittlerweile aufgeräumt und die Betten neu bezogen. Kann man den Frauen verdenken, daß sie über die Organisation zu schimpfen anfangen, als sie unserer, mit Koffern bepackt, wieder ansichtig wurden, nachdem wir uns zwei Stunden zuvor freundlich lächelnd verabschiedet hatten?

Wieder auf einer Nehrung!

Tage auf Hela oder der Putziger Nehrung und Tage auf der Frischen Nehrung. Als Kind hatte ich viele Monate und manches Jahr meiner Jugendzeit auf der Kurischen Nehrung mit Baden, Spielen und Wandern zugebracht und fieberte nun den beiden Nehrungen förmlich entgegen.

Ein fleckenloser, blauer Himmel wölbte sich über einer schier unendlichen Ostsee. Ich grub meine Füße in den schneeweißen Sand, beobachtete das stetige Her und Zu-



Die Danziger Marienkirche

Gerade in Danzig haben sich die Polen große Mühe gegeben, die weltberühmte gotische Marienkirche sowie die schönen Fassaden der Danziger Bürgerhäuser möglichst originalgetreu zu restaurieren. Das Ergebnis verdient alle Anerkennung, kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß alles etwas starr und seelenlos auf den deutschen Besucher wirkt.

rück der auslaufenden Wellen am Strand und blickte in die Ferne. Am Horizont sah ich — wie in Memel — die Silhouetten vorüberschwebender Schiffe, die Illusion war fast vollständig. Meiner 14jährigen Tochter erzählte ich am Strand zwischen Karwen und Habichtsberg im Küstengebiet zwischen früherer pommerscher Grenze und der Putziger Nehrung: „Siehst du, genauso war es, wenn wir von einem langen Sonntag am Strand von Memel über den Dünendurchstich im weißen Sand zurückwaten. Danach kam der Kiefernwald. Es begann der mit Nadeln übersäte Boden, der Weg wurde fester und fester. Wir zogen unsere Strümpfe und Sandalen an und marschierten nun quer über die Kurische Nehrung zum Dampfer, nicht ohne vorher noch beim Austreten aus dem Wald an einer Eisbude eine herrliche Portion Speiseeis zu erstein. Für uns Kinder war natürlich wichtig, daß wir uns nach einem Tag am Strand abends nicht mehr die Füße zu waschen brauchten, Wasser und Sand hatten das ihre getan.“

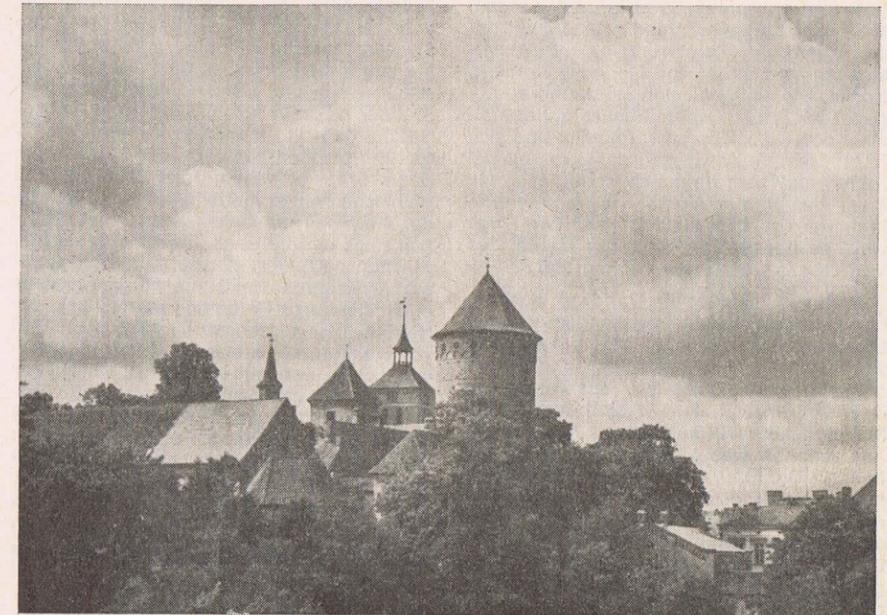
Wie soll man die Empfindungen schildern, wenn man mit dem PKW auf der Frischen Nehrung immer weiter nach Norden fährt? Wenn man dabei daran denkt, daß der Anfang April 1945 bei Fischhausen — also nur etwa 50 km entfernt — gefallene Vater wegen der polnisch-sowjetischen Grenze unerreichbar ist und man dessen Grab nicht suchen darf?

Die Grenze nach Norden ist dicht

Wir fahren und laufen durch Kahlberg, wir kommen durch schweigende Nehrungswälder vorbei an einem Jugendzeltlager bei der früheren Försterei Schmergrube nach Neukrug. Ein kleines, unscheinbares Fischerdorf mit einigen, wenigen neuen polnischen Ferienhäusern liegt vor uns. Eine einsame und einfache Wurst- und Fischbraterei bietet ihre Dienste an. Dazu kommt ein Kiosk, in Polen „Ruch“ genannt. Die vorhandenen Postkarten von Neukrug werden erstanden. Hinter dem Ort endet die Straße, die sowjetische Grenze ist nahe. Wenige Kilometer weiter liegt die Wanderdüne von Narmeln, die einzige der Frischen Nehrung. Wir können sie ebensowenig besichtigen wie die polnischen oder sonstigen Badegäste — die Grenze ist dicht, übrigens wie überall in Ostpreußen.

Kahlberg stellt sich dagegen als ein relativ lebhafter Badeort dar. Hier verbringen im Laufe eines Sommers Tausende von Menschen ihren Urlaub. Das Angebot an Restaurants oder sonstigen touristischen Einrichtungen ist jedoch gering. Es sind fast nur Polen, die in Werksheimen und in unter Bäumen versteckten Ferienhaus-Siedlungen wohnen. Als durchreisender Gast hat man kaum eine Chance unterzukommen, es sei denn, man geht in ein Camping-Lager. Diese Lager breiten sich an der ganzen Ostseeküste Polens in großer Zahl und in unterschiedlicher Qualität aus. An den Brennpunkten des Tourismus — wie auch in Kahlberg — sind diese Lager sehr stark bzw. sogar überbelegt. Zum Begriff Ferienhaus ist zu ergänzen, daß diese oft so klein sind, daß man darin höchstens wie in einem Zwei- oder Dreimann-Zelt nebeneinander schlafen kann.

Die Camping-Lager werden genauso wie alle Restaurants und Hotels oder Touristenheime in die Kategorien I bis IV eingeteilt. Diese Einteilung geht von bestimmten Normen aus. Etwas verwöhnten „Westlern“ wäre zu empfehlen, möglichst Kategorie I oder II zu wählen, gleichgültig ob es ums Schlafen, Essen, Campen oder um die Toilette geht. Leider haben wir oft mangelhafte hygienische Verhältnisse angetroffen,



Von ferne anzuschauen

Die Ordensburg in Rößel mit der Pfarrkirche Peter und Paul grüßt von ferne über Baumkronen zu uns herüber. Hat sich hier nichts verändert? Der polnische Alltag im südlichen Ostpreußen zerstört das anheimelnde Bild sehr rasch.

was die Toiletten betrifft. Das klingt — so gesagt — noch erträglich, aber gehen Sie — verehrter Leser — einmal in so ein Etablissement, oft auch in den Hotels der höheren Kategorien! Hier müssen die polnischen Organisationen sehr schnell sehr viel tun, wenn sie sich ihre devisenbringenden Westtouristen erhalten wollen.

Es darf nicht übersehen werden: die meisten Besucher aus Deutschland sind auch 1975 ehemalige Einwohner aus den Ostgebieten, ob aus der Bundesrepublik Deutschland oder aus der „DDR“. Diese Deutschen sind ganz offensichtlich bereit, über manches Hygieneproblem hinwegzusehen, weil sie auf der Suche nach ihrer alten Heimat sind. Man muß ergänzen, daß es an der pommerschen Küste von Swinemünde bis Rixhöft und weiter bis Hela viele DDR-Urlauber gibt, die wohl wegen der überfüllten und total verplanten DDR-Ostseeküste nach Polen ausweichen. An sonstigen ausländischen Besuchern sieht man vorzugsweise nur noch Schweden. Kommen diese deswegen, weil sie in früheren Jahrhunderten ab und zu nach Süden Kriegszüge unternahmen und alte Erinnerungen pflegen wollen, oder mehr wegen des für sie billigen Wohnens, Essens und Trinkens?

Deutsche schweigen sich an

Eines ist merkwürdig und muß wenigstens erwähnt werden. Ich meine das eigenartige Verhältnis zwischen „Deutschen aus West“ und „Deutschen aus Mittel“ in Polen. Das Verhältnis ist keines. Man sitzt in den Hotels und Restaurants Tisch neben Tisch, oder man steht an der Tankstelle nebeneinander und wartet auf die Abfertigung. Man sieht sich an, lächelt verhalten oder auch verlegen und sagt einander meistens nichts. Haben wir uns nichts mehr zu sagen? O doch, man spürt manchmal förmlich, daß sich beide Seiten sehr viel sagen könnten und wollten. Aber es scheint eine gewisse Funkstille infolge großer innerer Unsicherheit zu bestehen.

Wer im Glashaus sitzt, sollte lieber nicht versuchen, einen Stein auf die — Schweden

zu werfen. Ich erwähne diese Nation, weil die Schweden in einer ähnlichen Situation sind wie wir, im Gegensatz zu den DDR-Deutschen. Diese Feststellung bezieht sich auf die Währung. Ich muß gestehen, nachdem mir in Danzig ein Geldwechsler des schwarzen Marktes die Währungsrelationen zwischen DM-West und DM-Ost erklärt hat, ist mir klar geworden, daß unsere mittel-deutschen Deutschen einen erheblich teureren Urlaub in Pommern, West- und Ostpreußen verleben als wir. Ich muß das erläutern. Als wir die Grenze nach Polen überschritten, erhielten wir als sog. Zwangsumtausch, den jeder durchführen muß, der kein Hotel bucht, für 100 DM-West einen Betrag von 1.418 Zloty. DDR-Bürger erhalten dagegen für 100 DM-Ost nur etwa 600 Zloty. Diese Relation kann man sicher als angemessen bezeichnen, wenn man an die Wirtschaftskraft der Bundesrepublik denkt. Aber beide Währungen werden auch auf dem schwarzen Markt gehandelt; vor dem Hotel, hinter dem Hotel, im Restaurant, auf der Straße, auf dem Parkplatz, schlicht gesagt: überall, obwohl alles verboten ist. Für 100 DM-West gibt es zwischen 2.500 bis 3.300 Zloty, also das Zweifache bis Zweieinhalbfache des offiziellen Kurses, so die Aussagen der Gesprächspartner in Stettin, Danzig und Allenstein. Einer sagte auf Befragen, daß für 100 DM-Ost dagegen nur 700 Zloty schwarz gezahlt würden. Dieser Kurs ist wohl etwas ungerecht und nicht ganz begründbar. Es gibt aber auch eine Erklärung dafür, denn auf eine entsprechende Frage an einen dieser kleinen Händler sagte er dazu, nicht er verdiene das große Geld an den DM-West, sondern eine „hoch gestellte Person“, die sich für die vielen eingetauschten West-Hundertmarkscheine einen West-PKW, und zwar Mercedes oder BMW, anschaffen wollte.

Die Urlaubsfahrt führte zunächst von Stettin über Gollnow, Misdroy und Wollin nach Swinemünde. Dann ging es weiter durch Pommern über Greifenberg und Kolberg, Köslin, Rügenwalde, Stolpmünde und Stolp nach Leba am Lebasee. Es müssen

dazu einige wenige Sätze gesagt werden, die Memern könnten und sollten mehr dazu sagen. Die Zerstörungen und Verwüstungen in Stettin und Gollnow, Kolberg, Köslin, Stolpmünde oder Tollp sind so augenscheinlich auch dem Besucher, der erstmals dort ist, daß man verstummt und sich fragt: Mein Gott, wie sah das alles einmal früher aus? Man fragt sich weiter: Wieviele Menschen werden sich diese Frage wieviele Jahre eigentlich noch stellen? Wie lange wird es dauern, bis sich der Mantel des Vergessens über diese Stätten legt?

In Rügenwalde (heute Darlowo), nach einer Fahrt durch satteste Landschaft und Landwirtschaft werden wir am Marktplatz von einer Familie Westdeutscher spontan angesprochen: „Sind Sie aus Rügenwalde?“ Antwort: „Nein, wir sind zum ersten Mal hier. Aber wir möchten uns Verschiedenes ansehen, was wir früher nicht gesehen haben.“ Die Frau, welche die Frage gestellt hatte, schloß mit etwas enttäuschter Miene das kaum begonnene Gespräch mit „Ach so!“ ab. Wir hatten nach der anschließenden Besichtigung der Innenstadt von Rügenwalde das Gefühl, sie hätte uns — wären wir Rügenwalder gewesen — ihre Erschütterung oder ihr Entsetzen über die nur noch bruchstückhaft vorgefundene alte Stadt zum Ausdruck gebracht. Dabei war der frisch wiederaufgebaute bzw. restaurierte Marktplatz in Rügenwalde durchaus bewundernswert.

Hier muß ein weiteres Kapitel angesprochen werden, das der Restaurierung oder des Wiederaufbaus beschädigter bzw. vernichteter Kunst- und Kulturdenkmäler, besonders in West- und Ostpreußen. Wenn man an die allgemein feststellbare Bescheidenheit des Lebensstandards in ganz Polen sowohl in den Städten als, mit entsprechenden weiteren Abstrichen, auf dem flachen Land denkt, ist es umso erstaunlicher was dieses Land mit einem zudem untauglichen Wirtschaftssystem bei der Wiederherstellung ausgesuchter Bauwerke geleistet hat. Wir denken hier an die Burgen des Deutschen Ordens in Marienburg und Marienwerder, in Neidenburg, Rössel und Allenstein oder an die Bischofsburg in Heilsberg. Wir denken an die Kirchen und sonstigen historischen Gebäude in Danzig, Frauenburg, Elbing, Braunsberg, Pr. Holland, Mohrungen, Schmolainen, Heiligelinde oder Deutsch-Eylau.

Im Angesicht einer Unzahl noch stehender alter deutscher Privathäuser und öffentlicher Gebäude (wie z. B. Rathäuser, Postämter, Bahnhöfe, Kasernen usw.) in den Städten und einer Unzahl alter deutscher Bauernhöfe auf dem Lande erheben sich weitere Fragen. Da stehen — trotz aller Zerstörungen — viele alte Villen in Swinemünde, in Zoppot, in Misdroy, in Kahlberg. Wenn man durch die Straßen dieser Orte geht, fragt man sich unwillkürlich: Sehen das eigentlich auch die polnischen Badegäste? Sicher sehen sie das. Aber welche Gefühle bewegen sie, wenn sie darüber nachdenken? Das sind doch alles ehemals deutsche Villen. Es erhebt sich die nächste Frage: Was hat das einmal gekostet? Ist das alles durch den Verlauf und Ausgang des Krieges bezahlt und endgültig abzuschreiben? Gehört das jetzt alles den Polen? Müßte da nicht noch einiges in Rechnung gestellt werden? Mögen manche Zeitgenossen es verzeihen, wenn einem solche Gedanken erst auf einer Urlaubsreise kommen, da man einigermaßen hilflos vor den Zeugen deutscher Vergangenheit steht.

Alles voller Soldaten!

Gdingen ist voll von polnischen Kriegsschiffen. In Swinemünde liegen einige

Kriegsschiffe mehr als in deutscher Zeit und während des 2. Weltkrieges. Was tun die alle? Welche Aufgaben haben die vielen polnischen Soldaten an Pommerns Küste, in West- und Ostpreußen? Garnisonen in jeder ostpreußischen Stadt! Man hat das Gefühl, daß die deutschen Kasernen infolge ihrer stabilen Bauweise den Krieg in der Regel überlebt haben. Jetzt sind sie mit polnischen Militär gefüllt. Allenstein ist wieder Garnison mit einem Kranz von Kasernen rings um die Stadt, ehemals deutschen wie neu nach dem Kriege gebauten polnischen. Kasernen in Braunsberg, Kasernen in Rastenburg, Soldaten überall. Auf der Halbinsel Hela wollten wir mit dem Auto von Heisternest (Jastarnia) weiter nach Hela am Ende der Nehrung fahren. Ein großer Zaun quer durch den Wald und ein Schlagbaum in den polnischen Farben rot-weiß gleich hinter Heisternest hinderten uns an der Weiterfahrt. Der wachhabende Marine-soldat beschrieb mit der Hand einen Kreis in der Luft, um uns klar zu machen, daß es hier nicht weitergehe und wir umkehren

MEHR ALS ERINNERUNG ...

Weit ist das Land
Und doch bei uns
Mehr als Erinnerung ...

Elchspuren im Sand
Flügel über stürmischen Wassern
Schreie im Wind geborgen
Bernstein leuchtend im Tang
Ein schwarzer Kahn im Strom

Weite Felder in hellen Tagen
Frösche im Brunnen
Und trocknender Torf

Dann Wasser auf Wiesen und Hof
Knirschender Schnee und klirrende Schritte
Auf öden Wegen

Fischer, Bauern, Händler, Grenzgänger —
Menschen als Nachbarn

Erzählung geborgen daheim
Weißt du noch, damals ...

Alfred J. Tumat

müßten. Da er uns auf deutsch nichts sagen und erklären konnte, versuchten wir weiter rückwärts an einer Andenkenbude unser Glück. Dort hieß es, daß man nach Hela selbst nur mit der Nehrungs-Eisenbahn (einspurig) fahren könne und den Paß nicht vergessen dürfe. Hela ist wie früher ein kleines Fischereimuseum und besitzt ein ebenso kleines Fischerei-Museum. Auf meine Feststellung an der Andenkenbude, daß wohl viele Soldaten in den Nehrungswäldern stationiert seien, meinte eine junge Frau auf deutsch: „Ja, zuviele!“

Was tun diese Kameraden alle angesichts des so mächtigen Friedenswillens der osteuropäischen Staaten? Wer den Unterschied zwischen Theorie und Praxis östlicher Bekundungen studieren will, kann das auf seiner Urlaubsreise in dieses Land ausgiebig tun. Oder sind diese Wehrpflichtigen en masse am Ende nur verhinderte Arbeitslose, wie ein Wiesbadener Bundesbürger auf meine Frage in Allenstein argwöhnte?

Die Polen haben einen Sinn für Ritterlichkeit und ein ausgeprägtes Ehrgefühl. Auf der Westerplatte vor Danzig sind auf dem Weg zum Ehrenmal über die tapfere Verteidigung durch die polnische Besatzung im September 1939 eine Anzahl gros-

ser Fotoreproduktionen aufgestellt, die einen lebendigen Eindruck von den Kämpfen um diesen Platz geben. Vor der mächtigen Übermacht der deutschen Angreifer mußte die polnische Besatzung schließlich die Waffen strecken. Mit Stolz wird das Foto gezeigt, auf dem der deutsche kommandierende General dem befehlshabenden polnischen Major nach der Kapitulation den Offiziersdegen übergibt. Mit Beschämung entnimmt man dem weiteren Text (auch in deutsch), daß dem Major der Degen im deutschen Kriegsgefangenenlager wieder abgenommen wurde. Noch beschämender ist es — durch entsprechendes Bild- und Textmaterial belegt — zu erfahren, daß das deutsche Schul- und frühere Linienschiff des 1. Weltkrieges, die „Schleswig-Holstein“, Ende August 1939 zu einem Freundenschaftsbesuch in Danzig einlief und eine starke Wehrmachtseinheit in ihrem Schiffsrumpf verstaubt war, die auf ihren kriegsmäßigen Einsatz wartete. Dieser begann am 1. September 1939 und wird als der Beginn des 2. Weltkrieges bezeichnet. So haben die altertumsgebildeten Deutschen gewissermaßen eine Neuauflage des trojanischen Pferdes in die Wege geleitet.

*

Eine technische Voraussetzung für die Fahrt in die Vergangenheit war die Mitnahme einer guten Ost- und Westpreußenkarte im Maßstab 1 : 300.000, Neudruck des Instituts für Angewandte Geodäsie. Dazu befand sich Körners Handbuch Nr. 317 der Historischen Stätten Ost- und Westpreußen im Reisegepäck. Beide Publikationen erwiesen sich im Verlauf der verschiedenen Fahrten durch Ostpreußen als sehr hilfreich und zwar zur Identifizierung der Städte und Siedlungen bis hin zu den kleinsten Ortschaften. Die polnischen Ortsschilder kamen uns am Anfang, bis wir uns etwas an das Schriftbild der Sprache gewöhnt hatten, fast wie chinesisch vor. Zum anderen wollten wir uns mit der Geschichte der besuchten Plätze befassen, weil der polnische Reiseführer auf ganzen Strecken außerordentliche Lücken aufweist. Die Mitnahme solcher Reisebegleiter erscheint nicht bedenklich, da die Durchfahrt durch die DDR nur als Transit behandelt wird und diese Publikationen also nicht in die DDR eingeführt werden. In Polen werden ähnlich wie in der CSSR deutsche Publikationen aus der Vorkriegszeit offen im Antiquariat gehandelt, obwohl die Ausfuhr devisenrechtlichen Beschränkungen unterliegt.

Danzig — ein Museum?

Der Wiederaufbau Danzigs ist imponierend, das Können polnischer Restauratoren ist mittlerweile auch bei uns bekannt und wird beim Kölner Dom genutzt. Vergleicht man alte Aufnahmen, etwa der Wasserfront an der Mottlau, aus der Vorkriegszeit mit heute, ist im Detail — wie könnte es anders sein — manches verändert. Nicht alles war des Wiederaufbaus würdig, was wohl eine Frage der kunsthistorischen Bewertung ist. Trotzdem sei erlaubt, zum Stichwort Danzig zwei Anmerkungen zu machen, die sich in ähnlicher Weise auf alle west- und ostpreußischen Städte übertragen lassen. Die Gewichtung dieser Anmerkungen muß jedem einzelnen überlassen werden und subjektiv bleiben.

Befragt man alte Danziger über ihre Eindrücke zur wiederaufgebauten Rechtstadt, kann man die Auffassung hören, das sei zwar Danzig und doch nicht das alte Danzig. Man laufe heute in unauffälligen Scharen von Touristen mehr wie durch ein

Museum ohne wirkliches, echtes, pulsierendes Leben. Es fehle der Verkehr, es fehle einfach das städtische Eigenleben, alles wirke trotz vieler Menschen irgendwie steril.

Das scheint auf den ersten Blick so zu sein. Wir müssen aber daran erinnern, daß die Verbannung des Verkehrs auch in unseren Innenstädten weithin als Wohltat empfunden wird, und wir dürfen aus bekannten Gründen das pulsierende Geschäftsleben unserer Städte nicht in einer Stadt im Osten suchen.

Die zweite Anmerkung bezieht sich auf den äußeren Zustand der alten, neu aufgebauten Hausfassaden in Danzig. Sie wirken so einförmig, trotz aller Formenvielfalt so grau. Woran liegt das? Ganz gewiß an den mangelhaften Handwerkerleistungen, wie sie allenthalben festzustellen sind. Es fehlt das Geld, notwendige Renovierungen vorzunehmen. Es fehlen die Materialien. Fehlt auch der menschliche Antrieb, sein Heim in Ordnung zu halten, weil alles dem Staat gehört? Es ist oft deprimierend, ob in Elbing, Danzig, Allenstein oder Stettin — die Reihe könnte beliebig bis auf das flache Land hin fortgesetzt werden — wie die in den 60er und Anfang der 70er Jahre schnell in Fertigbauweise erstellten modernen Wohnblocks und Häuser heute aussehen. Verschmutzte Fassaden, unappetitliche Hauseingänge, ärmliche Verhältnisse, und das in einer für den Besucher aus dem Westen unübersehbaren Zahl. Es ist keine Überheblichkeit, dies hier zu erwähnen, sondern es ist die Betroffenheit über soviel Bescheidenes in den Verhältnissen, der hier Ausdruck gegeben wird.

Es schneidet einem ins Herz

Rund um den südlichen Teil des Frischen Haffs ist außer über die Orte Kahlberg und Neukrug auf der Nehrung besonders über die Südseite des Haffs zu berichten, über Elbing — Cadinen — Tolkemit — Frauenburg — Braunsberg. Wenn man alte Fotos von Elbing betrachtet und damit vergleicht, was davon übrig geblieben ist, so schneidet es einem ins Herz. Die Hansestadt Elbing, das alte Elbing, ist nicht mehr. Wie der letzte Finger einer abgeschlagenen Hand reckt sich der 96 m hohe Turm der St. Nikolaikirche inmitten von Grünanlagen anstelle der Altstadt in den Himmel. Tod und Vernichtung haben 1945 ihre, man muß es hier so sagen, unmenschliche Ernte gehalten. Aber diese verstümmelte Stadt (die Polen sprechen von 90 % iger Zerstörung der Altstadt) erhebt mit heute über 90.000 Einwohnern wieder ihr Haupt als Industrie- und Schiffsverkehrszentrum. Die einzigen weiteren stummen Zeugen einer großen Vergangenheit, das restaurierte Kirchenschiff der Marienkirche als Torso und das Markttor, fristen ein Dasein am Rande. Merkwürdig ist, daß die Hauptpost und das Rathaus erhalten blieben, die eine im wilhelminischen Stil, das andere im Stil der zwanziger Jahre, ebenfalls stumme Zeugen des deutschen Elbing. Dieselbe Erscheinung kann man in anderen Städten wie z. B. Allenstein beobachten, und man stellt im Unterbewußtsein fest, daß öffentliche Gebäude in der deutschen Vergangenheit sehr stabile Gebäude waren, die auch einen 2. Weltkrieg ohne weiteres überlebten.

Über die Ausfallstraße aus Kopfsteinpflaster rumpeln wir von Elbing nach Norden in Richtung Frisches Haff. Diese Kopfsteinpflaster-Straßen fanden wir überall in Ostpreußen, merkwürdigerweise immer, sobald wir in eine Ortschaft einfuhren. Das Pflaster endete, sobald wir die Ortschaft verließen, um wieder in die bereits gewohnte hervorragende Asphaltbahn überzugehen. Polen

ist mit einem sehr guten Autostraßennetz, ähnlich Frankreich, ausgestattet. Wir konnten die Frage nicht beantworten, warum dieses Straßennetz jeweils am Ortseingang endet. Vielleicht soll der Autofahrer dadurch automatisch zum langsameren Fahren gebracht werden?

Ostpreußens Straßen werden wie in der Vergangenheit umsäumt von endlosen Alleebäumen. Wir fahren über die geteerten Überlandstraßen und genießen förmlich die schattenspendenden kilometerlangen Alleebäume, während „draußen“ auf den goldgelb wogenden Kornfeldern die Mittagssonne gleißelt. Autos sind auf diesen Straßen selten, eher begegnet uns ein Pferdefuhrwerk, wobei die Wagen in aller Regel Gummireifen führen.

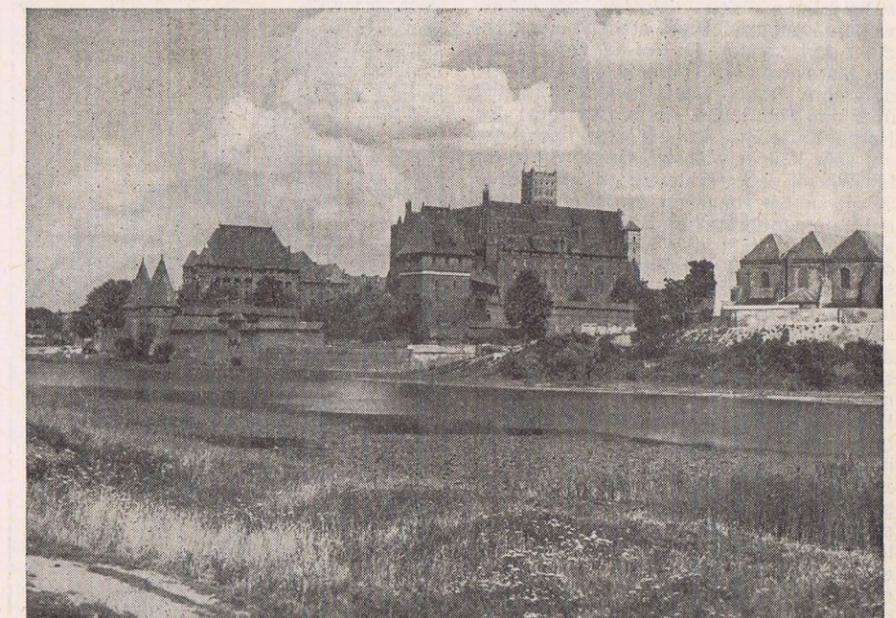
Wir kommen über Succase und die Elbinger Höhe — nach einem langen Blick auf den Ponitz, den Leuchtturm von Elbing im Frischen Haff — nach Cadinen, dem früheren hohenzollernschen Gut. Das ganze Anwesen liegt vor uns, fast wie ein Traum. Rechts das Herrenhaus, vor einem die Anlagen des früheren Mustergutes, das auch heute noch sehr geordnet erscheint. Reitställe hängen über die Zaunstange. Das Gestüt „Kadyny“ existiert weiter. Ein Trakehner-Nachkomme stieb über den Hof, zwei Reiter mit Trakehnern traben durch den Ort. Gut und umliegende Häuschen machen einen fast gepflegten Eindruck. Junge Polen, heutige Landarbeiter, rufen uns unverständliche Worte nach, lächelnd oder spöttisch? Worüber spotten sie?

Die Fahrt geht weiter nach Tolkemit. Ein kleiner, unscheinbarer Fischerort mit ebenso kleinem Hafen, damals wie heute. Die im Hafen liegenden Fischerruderboote, z. T. mit Außenbordmotor, sind die einzigen Schiffchen wie drüben in Kahlberg oder Neukrug auf der Frischen Nehrung. Von den bei Schiffsahrtsexperten bekannten Tolkemiter Lommen — ein aus Holland stammender Schiffstyp — ist nichts mehr zu sehen. Das letzte Exemplar dieser altweltlichen Schiffsgattung ließ 1968 ein verständnisloser Bürgermeister in Heikendorf bei Kiel niederbrennen, weil sich „durch widri-

ge Umstände“ nicht gleich ein endgültiger Ruheplatz finden ließ. Die Lommen waren Frachtsegler auf dem Frischen Haff, die Massengüter aller Art beförderten. Das bisher einzige bekannte Modell, angefertigt nach den Originalmaßen der Lomme „Richard“, die 1968 vernichtet wurde, steht bei Herrn A. Mohr in Mainz-Mombach.

Frauenberg — die Stadt des Astronomen Nicolaus Copernicus. Der Nachmittag geht zur Neige. Von der Höhe kommen wir nach Frauenburg hinein, da liegt der weltberühmte Domhügel vor uns. Wir schauen hinauf, und dieser Blick wird zum Erlebnis. Auf dem 25 m hohen Uferberg erhebt sich stadtbeherrschend der Dom, ringsum eingeschlossen und gesichert von Burgmauern und Gebäuden. Wir steigen hinauf und schreiten durch das westliche Wehrtor, linker Hand liegt der Copernicus-Turm, rechter Hand der wichtige Glockenturm, der sich über die ganze Anlage erhebt. Sie wird, vor und hinter den Mauern, von den Polen aus naheliegenden Gründen in einem guten, historisch einwandfreien Zustand gehalten. Die Anlage ist in den Rang einer nationalen Verpflichtung gehoben. Dementsprechend finden sich Copernicus-Denkmal in Form einer Büste vor dem Wasserturm im Städtischen Frauenburg, dem letzten Überrest der Wasserleitungseinrichtungen aus dem 16. Jahrhundert, sowie im Dom an einer Säule des Mittelschiffs. Die darunter auf dem Boden befindliche Steinplatte ist durch Jahrhunderte unleserlich geworden, aber mit Sicherheit nicht das Grab des großen Astronomen (bis heute ist sein Ruheort unbekannt), auch wenn die Plazierung der Büste darüber den Eindruck erwecken könnte, was viele Besucher denn auch automatisch annehmen.

Die Weiterfahrt nach Braunsberg bringt eine Enttäuschung. Diese Stadt zeigt — das erkennt auch ein Fremder — nur noch im Ansatz ihr altes Erscheinungsbild. Die historischen Gebäude ragen wie Überbleibsel aus der Stadtlandschaft. Nach einem erfrischenden Bier in einer modernen Gastwirtschaft fahren wir weiter. Wir wollen auf der



Die Marienburg an der Nogat

Dr. Willoweit hebt in seinem Bericht die anerkennenswerten polnischen Bemühungen um die Erhaltung historischer Bauten aus der deutschen Vergangenheit des Ostsens hervor. Die Restaurierung der Marienburg an der Nogat gehört hierzu.

alten deutschen Autobahn zurück nach Elbing rauschen. Mit einigem Glück finden wir auch die nach wie vor in der DDR mit Kopfsteinpflaster ausgelegte Einfahrt, und dann taucht unvermittelt ein nicht zu übersehendes Schild auf: „Autostrada Nieczynna. Objazd do Elblaga przez Braniewo“ also: „Autobahn außer Betrieb. Umleitung nach Elbing durch Braunsberg.“ Wir müssen über Braunsberg zurückfahren. Natürlich muß erwähnt werden, daß dieses Stück Autobahn wenig Sinn hat, da es durch die unsinnige Grenzziehung quer durch Ostpreußen einfach durchschnitten wird und damit die Funktion einer Schnellstraße zwischen Elbing und Königsberg nicht mehr erfüllen kann. Auch vor 1945 war sie in dieser Form nur Stückwerk.

Die nächste Fahrt führt uns ins Oberland und zunächst nach Preußisch-Holland. Dieses Städtchen nannte man früher das „ostpreußische Rothenburg“. Wenn diese Bezeichnung überhaupt vertretbar ist — was der Autor bezweifelt —, so muß einschränkend gesagt werden, daß heute praktisch nichts mehr von einem solchen Fluidum spürbar ist. Neupolnische, flache, schnell zusammengebaute Häuser, dach- und stillos, dazwischen kümmerliche Reste der mittelalterlichen Burganlage. Das Erstaunliche ist wieder das Bild, wenn man sich der auf dem Steilufer der Weeske gelegenen Stadt im Auto nähert. Bis zu dem Augenblick, wo man sich auf das alte Stadttor zubewegt, hat man den Eindruck, vor einem liege eine durch den Krieg kaum versehrte Stadt — so sehr täuscht die Silhouette. Es ist eine kurze, heftige und fromme Täuschung. Steht man erst auf dem trostlosen, traurigen und staubigen Markt, so schwinden die eben noch vorhandenen Illusionen wie die Butter in der Sonne.

Mohrunen, die Stadt, in der 1744 Johann Gottfried Herder geboren wurde! Zu Ehren dieses deutschen Philosophen von Weltrang haben die Polen im Rathaus anstelle des nach 1945 abgerissenen Geburtshauses ein Herder-Museum eingerichtet. Man betritt es mit einiger Beklommenheit, links und rechts wird es auf dem Vorplatz von alten Haubitzen flankiert. Auf Fotos aus der Vorkriegszeit sieht man an den rückwärtigen Ecken des Gebäudes zwei weitere Haubitzen. Diese stehen heute nicht mehr dort, sondern im Hof der Ordensburg zu Marienwerder. Drohend strecken sie dort ihre Rohre etwas zweckentfremdet über den Fluß Liebe. An den Vorraum des Herder-Museums schließt sich nach links ein sehr kleiner weiterer, danach im rechten Winkel nach rechts ein größerer, 25 — 30 qm großer Raum an. Ein alter Wächter mit geringen deutschen Sprachkenntnissen kassiert und läßt uns ein. Wir studieren deutschpolnische Schrifttafeln, Bilder, Dokumente und registrieren nebenbei, daß alles mit Liebe, aber auch sehr einfachen Mitteln zusammengestellt wurde. Ein Gästebuch wird gereicht, ein Spruch hineingeschrieben. Beim flüchtigen Blättern kommen einem fast die Tränen ob so vieler Heimatbekenntnisse. Die Mehrzahl der Eintragungen ist deutsch, von Deutschen, die ihre alte Heimat mit der Seele suchen. Dazwischen englische, französische, schwedische, holländische Eintragungen; wenig polnische, keine russischen. Die Polen halten sich zu gute, daß sie in diesem Museum einen deutschen Philosophen und Denker ehren, der sich besonders um die Kulturen der Ostvölker bemüht hat. Vielleicht tun sie es nur zur Verbrämung — gewissermaßen zur Entschuldigung für eine unrechtmäßige Landnahme, zu der sie aufgrund der Ost-West-Verschiebung der Grenzen mehr oder weniger gezwungen wurden? Interessant die Tatsache, daß in Zusammenhang mit

Herders Lebenslauf von Königsberg in polnischer Übersetzung und nicht von Kalininograd gesprochen wird.

Wer will leugnen, daß in Allenstein vor drei Jahren noch der größere Teil des Schloßmuseums im Zeichen einer „Dokumentation“ der Abstimmungsvorbereitungen im Jahre 1920/21 in Südostpreußen stand? Es fehlte damals in den zahlreichen Vitrinen mit polnischen Dokumenten und vielen Bildern von den polnischen Kämpfern in Allenstein und Südostpreußen lediglich ein Hinweis, ein einziger Hinweis — auf das klare Abstimmungsergebnis für Ostpreußen und gegen Polen. Die internationale Kommission nahm das Ergebnis zur Kenntnis, Südostpreußen blieb deutsch. Heute — 1975 — ist das Schloßmuseum stark erweitert, sowohl räumlich als auch nach der Zahl der Exponate. Was bis auf einen ganz kleinen Glaskasten im oberen Stockwerk mit einigen wenigen Dokumenten und einzelnen Bildern nicht mehr zu finden ist, sind die Abstimmungs- und Volkstumskämpfe in Allenstein und Südostpreußen. Hier haben die polnischen Historiker wohl inzwischen eingesehen, daß Geschichte — soweit sie statistisch, schriftlich

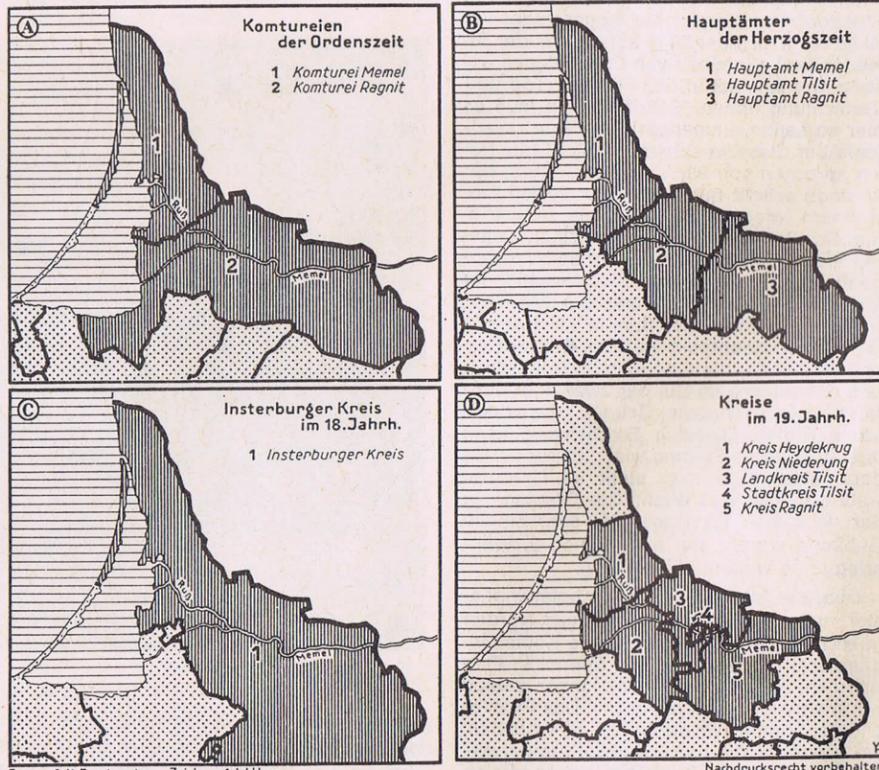
und bildmäßig belegbar ist — schlecht und nur vorübergehend gefälscht werden kann.

Ostpreußen ist noch immer das Land der Kuhherden, der Gänse, der Pferde, der Störche. Es berührt einen schon sehr, durch das Land zu fahren und überall die schwarz-weißen Kühe in großen Herden weiden zu sehen. Kein Dorf ohne Dorfteich, kein Dorfteich ohne zahlreiche Gänse und Enten. Die Störche nisten auf Dächern, auf Schornsteinen, auf Telefonmasten und Türmen. Einmal zählen wir auf einem weiten Feld ungefähr 30 Störche, die hinter einem Bauern her stolzieren, der sein Feld bestellt. Bei uns kann man so etwas bestenfalls noch in Küstennähe und mit Möwen beobachten. Die Zahl der Pferde nimmt bei uns wieder zu, in Ostpreußen hat sie wohl nie abgenommen. Pferde über Pferde auf den Koppeln! Das gängige Fahrzeug ist in Ostpreußen immer noch das Pferdefuhrwerk — mit einem Unterschied: die Räder sind heute mit Gummireifen überzogen. Da die alten Straßen und Chaussees in Polen mittlerweile seit Jahren gut asphaltiert sind, fällt es den Pferden heute leichter als früher, ihre Wege zurückzulegen.

(Schluß folgt!)

Die MEMEL — Ostpreußens Strom, nicht Ostpreußens Grenze

Ergänzend zu dem Referat von Prof. Dr. Walther Hubatsch-Bonn auf dem Bundestreffen in Mannheim, das wir in der letzten Ausgabe im Wortlaut veröffentlichten, zeigen wir heute vier Landkarten, die schlüssig beweisen, daß der Memelstrom weder in der Ordens- noch in der Herzogs- und Kurfürstzeit, weder in der Zeit Friedrichs des Großen noch im 19. Jahrhundert ein Grenzfluß war. Sämtliche Komtureien, Hauptämter und Kreise hatten stets an beiden Ufern Anteil, benutzten die Memel als Verkehrsader, und selbst der Stadtkreis Tilsit griff mit seinem Gebiet über den Strom hinüber. Das Memel-Land war eine natürliche Einheit, an der auch die Kreise Memel und Piltkallen Anteil hatten, obwohl sie den Fluß nicht direkt berührten. Erst das künstlich geschaffene Memelgebiet der Jahre 1920 — 1939 konstruierte eine mit vielen unlösbaren Problemen behaftete Flußgrenze, die von den Bewohnern beider Stromufer als unnatürlich abgelehnt wurde. — Die vier Karten entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers dem Büchlein „Memelland“ in der Reihe „Preußenführer“ (Elbing 1939) von Dr. K. Forstreuter.



Überraschung am Heiligen Abend

Sachte, ganz sachte rieselten die Flocken. Sie mummelten die Welt mehr und mehr ein in wolkiges, glitzerndes, weihnachtliches Weiß.

Mutter Endrun sah nachdenklich zum Fenster hinaus. Es war Heiligabend. Weihnachten sollte beginnen. Zwar war es noch vormittag. Aber der vierundzwanzigste Dezember ist trotz aller Vorbereitungen schon mehr ein Feiertag als ein Alltag.

Mutter Endrun war traurig an diesem vierundzwanzigsten Dezember; denn der Albert und die Luischen würden diese Weihnachten wohl nicht bei ihnen sein.

Der Junge hatte schon so lange nichts von sich hören lassen. Wer konnte wissen, auf welchem Weltmeere er an diesem Tage herumkreuzte. Er war zwar schon viele Jahre auf See. Aber es hatte sich bisher immer einrichten lassen, daß er zu Weihnachten nach Hause kam.

Auch die Luischen würde nicht kommen. Ebenfalls zum erstenmal nicht. Von zu Hause war sie zwar schon lange fort, weil sie in der Stadt zur höheren Schule gegangen war, wo sie vor knapp einem Jahr das Abitur gemacht hatte. Aber aus der Stadt hatte der Vater sie zu Weihnachten regelmäßig abgeholt. Und auf diese Fahrten mit dem Bimmelschlitten und der stets so heiteren Luischen hatte sich der Vater schon immer wochenlang vorher gefreut. Noch mehr freute sich darüber die Luischen. Sie sagte, diese Schlittenfahrt am Heiligen Abend sei für sie das Schönste von Weihnachten überhaupt.

Na, und für Mutter Endrun selber war das Warten immer das Schönste gewesen.

Jetzt aber war die Luischen in Königsberg. Sie studierte dort. Von so weit würde die Marjell bestimmt nicht kommen. Sonst wäre sie auch wohl längst da gewesen.

Vielleicht vergaß das Mädchen auch allmählich das Nest, in dem es aufgewachsen war wie ein Vogel, der flügge wird.

Die Luischen war in der Stadt sehr vornehm geworden. Sie paßte dort richtig hin. Das lag ihr wohl von der Mutter her im Blut. — Die war auch so. Sie hatte es auf dem Land nicht ausgehalten. Während Mutter Endrun von jeher in der täglichen Mühe und Arbeit auf dem Land Sinn und Glück des Lebens sah, setzte sich ihre Schulfreundin, die Mutter der Luischen, schon recht früh vom elterlichen Hof ab, um ihr Glück in der Großstadt zu suchen. Doch dann war sie eines Tages reuevoll zurückgekehrt in die ländliche Abgeschiedenheit. Sie erwartete ein Kind, und der Vater war vor der Hochzeit tödlich verunglückt. Mutter Endrun hatte sich der Jugendfreundin damals angenommen. Und als die junge Frau bei der Entbindung starb, behielt sie das kleine Erdenbürgerchen, die elternlose Luischen.

Auch Vater Endrun war damit einverstanden gewesen.

„Nu häbb wie ja doch noch e Marjellke gekrägel!“ sagte er eines Abends lächelnd, als er an der Wiege stand.

Die Zukunft zeigte, daß Vater Endrun an der kleinen Marjell fast mehr hing als an seinen eigenen beiden Buben, die aus dem Schoßpuppenalter lange heraus und längst nicht solche Schmeichelkätzchen gewesen waren, wie eben die kleine Luischen.

Ja, auch dem Vater würde diese Weihnachten traurig ums Herz sein, wenn sie mit dem Richard, ihrem Ältesten, allein feiern sollten.

Weihnachtsträume



Wieder vom Turme die Glocken erklingen!
O du fröhliche Weihnachtszeit!
Leis' durch die Wälder heran zieht das Singen,
O Wälder im schneeweißen Kleid.
Und in den Stuben die Mädchen und Buben
freu'n sich der Kerzen friedlichem Schein,
lauschen dem Klingen, fröhlich sie singen —
In alle Herzen Freude zieht ein.

Und die Gedanken, in heimlichen Träumen
suchen wir alten, trauten Klang,
sitzen daheim noch in traulichen Räumen,
hören des Meeres dunklen Gesang.
Glocken der Heimat, ihr fröhlichen Stunden,
die alten Freunde sind wieder da,
Volkstum und Bräuche, die uns verbunden,
mehr denn je sind sie heute uns nah.

Editha Radziwill - Asmuss

Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag. Draußen rieselten immer noch die Flocken. In der Stube knisterte das Feuer im Kachelofen. Mutter Endrun war mit dem Schmücken des Tannenbaumes fertig. Nun galt es, die bunten Teller herzurichten. Sie nahm in Gedanken fünf Teller aus dem Schrank. Dann besann sie sich darauf, daß sie ja nur drei brauchte. Erneut beschlich sie eine leise Wehmut. Und dann machte sie, mit

dem unerschütterlichen Optimismus mütterlicher Liebe, doch fünf bunte Teller fertig.

Vater Endrun kam herein und setzte sich auf die Ofenbank. Stumm registrierte er, daß fünf bunte Teller auf dem Tisch standen. Das machte ihn nachdenklich.

„Daß de Luischen nicht einmal geschriben hat!“ meinte er nach einer Weile.

„Ach, ja, Vater — es ist schwer für dich, ich weiß. Aber wir werden uns abfinden müssen. Die Marjell geht einen Weg, auf dem wir ihr wohl nichts mehr nützen können. Und wer weiß, wen sie einmal heiraten wird. Da werden wir dann sowieso nicht mehr dazu passen.“

Mutter Endrun würgte es in der Kehle. Auch sie hing an der Luischen wie an ihrem eigenen Kind.

„Wenn's unsere wär, möchte ich ihr bei Gelegenheit das Leder versohlen!“ meinte Vater Endrun auf einmal. Und Mutter Endrun erkannte an diesem unbeholfenen Gefühlsausbruch, wie tief die Liebe zu Luischen in seinem Herzen wurzelte.

Der Abend kam. Vater, Mutter und der älteste Sohn saßen vor dem Weihnachtsbaum. Die Kerzen waren angezündet. Ihr milder Schein zauberte viel Festlichkeit in

wer da kam. Aber der Schlitten kam nicht auf den Hof gefahren. Er war auf dem Zufahrtsweg stehengeblieben. Die drei Endruns blieben vor der Haustür und warteten.

Ein Mann kam durch das Dunkel auf den Hof. Er schüttelte sich im Gehen den Schnee von Mütze und Mantel.

„Albert — mein Junge!“

Die Mutter erkannte ihn als erste. Freudig umarmte sie den Heimgekehrten. „Daß du noch gekommen bist, Sohnchen!“

Albert drückte die Mutter fest an sich. Dann umarmte er den Vater und endlich auch den Bruder.

„Willkommen daheim, Herr Kapitän!“ sagte Richard herzlich. Ihm war als ersten aufgefallen, daß der Albert eine Kapitänsmütze trug. Nun staunten auch die Eltern. Sie hatten bis dahin noch nichts gewußt von seinem Seemannspatent für große Fahrt.

„Nun kommt aber erst mal herein!“ meinte der Vater schließlich.

„Moment mal — ich hab noch jemand mitgebracht“, schränkte der Albert ein. „Es ist meine Braut, darf ich sie holen?“

Mutter und Vater Endrun sahen sich ein wenig verlegen an, aber sie faßten sich schnell.

„Na, ja, denn hol se man!“ meinte der Alte schließlich.

Albert eilte zum Schlitten. Als er außer Reichweite war, bemerkte der Richard mißbilligend: „Da hat der Lorbaß sich so mir nichts dir nich verlobt. Ist das zu fassen?“

Er selbst war sehr vorsichtig in dieser Hinsicht. Im Frühjahr wurde er dreißig, aber er brachte und brachte keine Frau ins Haus. Deshalb meinte der Vater jetzt: „Na siehst, es sind nicht alle so unentschlossen wie du.“

„Papperlapapp!“ antwortete der Richard nur. Damit war die Sache für ihn erledigt.

Albert kam jetzt mit dem Schlitten auf den Hof gefahren. Und Endruns schauten gespannt auf das Wesen, das ihnen als Schwiegertochter beschert werden sollte. Dann aber glaubten sie, sie trauten ihren Augen nicht — auf dem Schlitten saß die Luischen.

„Menschenskinder, hast du uns zum Narren gemacht!“ tadelte der Vater den Albert.

Aber der Albert sagte: „Nein, nein, Vater, ich habe keinen Scherz gemacht. Die Luischen und ich, wir sind wirklich verlobt.“

Luischen strahlte vor Glück, während sie alle begrüßte. Dann gingen sie gemeinsam hinein. Aber im Flur blieb die ganze Gruppe wieder stehen und verfiel erneut in Fragen und Antworten. Bis alle gemeinsam vor dem Weihnachtsbaum vereinigt waren und Vater Endrun endlich zur Bibel greifen konnte, dauerte noch eine geraume Weile. Erst im Anschluß an die kleine Andacht gratulierte der Vater dem jungen Paar.

„Gott segne euren Entschluß, Kinder!“ sagte er gerührt. Und Mutter Endrun nahm beide gleichzeitig in die Arme und weinte vor Freude. So würden sie die Luischen nicht verlieren. Und der Albert hatte eine Frau, wie er sie nicht besser bekommen konnte.

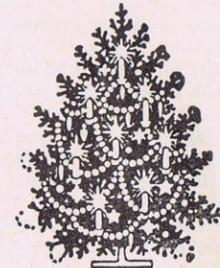
Auch der Richard gratulierte.

Bei ihm reifte angesichts dieser Freude auf allen Seiten nun doch der Entschluß,

sich ebenfalls jemand ins Haus zu holen. Vielleicht im nächsten Jahr zu Weihnachten, so plante er. Überstürzen wollte er die Sache jedoch auf keinen Fall.

*

Die vorstehende Geschichte „Überraschung am Heiligen Abend“ von Hannelore Patzelt-Henni stammt aus dem Bändchen „Ländliche Geschichte aus Ostpreußen“, einer Broschüre des Heimatverlages Ger-



Weihnachten im Fischerdorf

Winterliche Erinnerungen von Daniel Mantwill

Das war wieder einmal ein kalter Dezember — zur Freude aller Fischer, aller Warten-Konsortianten. War der Dezember mild, dann mußte man sich in naßkalten Nächten draußen mit dem Zugnetz herumplagen. Biß aber die Kälte, dann konnte man die langen Abende in der warmen Stube am Ofen und die Nächte im Bett verbringen. Und diese gemütlichen Winterabende zu Hause waren nicht zu verachten. Fischer Stegait hatte sich zwei Packen Baumwolle gekauft und war dabei, seinen Netzbestand um einen neuen Pant zu vergrößern. Ein Paket Baumwolle hatte er seinem Freund Maszelski übergeben, damit der ihm behilflich sein konnte. Maszelski war schon alt und lebte von der Ortsfürsorge. Daher war er froh, wenn er ab und zu von einem Fischer Strickarbeiten zugewiesen bekam. Das brachte einen kleinen Nebenverdienst. Wichtiger aber war, daß er was zu tun hatte, denn nichts ist schlimmer, als wenn ein alter Mensch untätig herumsitzen muß.

Kurz vor den Feiertagen schlug das Wetter um. Der Regen und der milde Wind glätteten auf der schon recht dicken Eisdecke das Grundeisgeschiebe. Dadurch hatten die Fischer leichtere Arbeit. Das allmorgentliche Aufhacken der Eislöcher entfiel.

Schon ganz weihnachtlich gestimmt eilte Stegait am Morgen des Heiligen Abends zu seiner Quappenwarte. Wie üblich, waren nicht nur die Konsortianten versammelt. Es standen immer ein paar Neugierige herum. Stegait begrüßte seinen Sambarninks, einen Mann, der ihm ungerufen und freiwillig zur Hand ging, um dafür ein paar Fische zu ergattern. Die Legerninker packten nicht selbst zu und hofften trotzdem nicht vergeblich auf einige fette Quappen. Sie hatten Flaschen mit Rum oder Meschkinnis mit, die sie unter den Fischern kreisen ließen. Dafür waren ihnen die Fische für die Feiertage sicher. Der Sambarninks bekam des Weihnachtsfestes wegen einen größeren Anteil als üblich. Was noch übrig blieb, teilten sich die Konsortianten ohne viel Herumgerede. Stegait brachte einen halben Sack voller Fische nach Hause — nicht gerade zur Freude seiner Frau, die beim Ku-

hard Rautenberg in Leer. Auf 64 Seiten werden 15 Geschichten aus heimatischen Dörfern erzählt, Geschichten zum Schmuzzeln und zum Lachen, die die Mentalität unserer Landsleute treffend eingefangen haben. Auch der Memelländer wird zustimmend nicken und feststellen: Genau so war es „bie ons to Hus“! Für 7,80 DM ein nettes, kleines Weihnachtsgeschenk für jung und alt!

chenbacken war und nun noch die zusätzliche Arbeit mit den Fischen aufgehalst bekam.

Stegait beschloß, seiner unfreundlichen Alten aus dem Weg zu gehen. Das Wasser war schon etwas gestiegen und nicht mehr ganz klar. Da konnte er doch versuchen, den neuen Pant einzustellen. Und das tat er denn auch.

Am Nachmittag ging Stegait mit seinem Sohn ins Dorf, um Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Dabei nahm er einige Quappen für den alten Maszelski mit. Danach wollten Vater und Sohn in die Kirche zum Gottesdienst. Weil es bis dahin noch Zeit war, spazierten beide die Straße lang und kamen dabei auch zum Strom. Da sahen sie in der Dämmerung jemand mit einer Fuhr Langholz daherkommen.

„Wer mag dieser Rachuller sein, der sich am Heilig Abend noch mit Holz rumplagt“, sagte Stegait zu seinem Sohn. Neugierig warteten beide auf die Ankunft des Fuhrwerks. Aber da — als die Pferde schon mit den Vorderhufen vom Eis des Stromes auf feste Ufer traten, krachte es, und die Vorderräder brachen ein. Durch das Absinken des Wagens wurden die Pferde mit den Hinterbeinen ins Wasser zurückgerissen, und ein Abhängen erschien unmöglich.

„Unser Nachbar!“ sagte Stegait. „Da muß ich helfen! Geh du schon man vor in die Kirche!“ Denn in diesem Augenblick begannen die Glocken der Russen Kirche mit lauter Stimme zur Weihnachtsfeier zu rufen. Stegait zog Mantel und Jacke aus und krepelte sich die Hemdsärmel bis zur Schulter hoch und gab dem Nachbar seine Anweisungen: „Faß in die Zügel und drück die Pferde zurück ins Wasser. Ich werde versuchen, sie abzuhängen!“ Aber die Pferde spürten die Tiefe, wurden unruhig und bespritzten Stegait vom Kopf bis zu den Füßen. Dennoch gelang es ihm, erst den einen, dann den anderen Schwengel herauszuhaken.

„So, das hätten wir! Und nun wirst du wohl die eingebrochene Fuhr die Feiertage über so stehen lassen müssen! Oder

willst du in der Heiligen Nacht noch umladen?“

Der Nachbar ritt bedrückt nach Hause, und Stegait machte sich ebenfalls friierend auf den Weg. Dabei kam er auch in die Nähe der Kirche. Er überlegte, ob er, naß wie er war, hineingehen sollte. Was war schon dabei? Er war als Fischer mehr als einmal in seinem Leben naß bis auf die Haut gewesen und an den nassen Kleidern nicht gestorben. So trat er in das Gotteshaus. Der Pfarrer war schon mitten in der Predigt, aber Stegait fühlte sich in den triefenden

Sachen unbehaglich und konnte kaum aandachtig zuhören.

Also Morgen im Hauptgottesdienst — da hole ich nach, was ich heute abend ver säumt habe, dachte er.

Er sah in den Kerzenschein der Tanne neben dem Altar. Er lauschte dem langgezogenen Gesang der Frauen, als der Schlußchoral ertönte. Dann machte er sich mit seinem Sohn auf den Heimweg.

Einen Weihnachtsbaum gab es weder bei Stegait noch bei den anderen Fischern. Dafür ging man ja in die Kirche, um

den Baum anzusehen. Was hätte man auch zu Hause unter dem brennenden Weihnachtsbaum machen sollen? So was Feierliches lag den Fischern nicht. Aber trotzdem gab es einen bescheidenen Gabentisch. Zwei Flaschen Wein standen da und zwei große Bunte Tüten, die Stegait als treue Kunden von ihren Kaufleuten bekommen hatten. Christoph hatte endlich die ersehnten Bogenschlittschuhe erhalten, die an die Schuhe angenudelt wurden. Bisher hatte er nur selbstgemachte hölzerne Schlittschuhe besessen, die nicht einmal mit Riemen, sondern mit Bindfaden an den Schuhen festgebunden wurden. Christoph war nicht nur der Beschenkte — er hatte selbst auch etwas zum Gabentisch beige-steuert: herrliches Marzipan, das er sich an den Adventsontagen im Dorfkrug erwürfelt hatte.

Das Essen am Heilig Abend fiel meist einfach aus, um der geplagten Hausfrau das Leben zu erleichtern. Stegait erwarteten am zweiten Feiertag Gäste, und so war ein Schwein geschlachtet worden, dessen geschmorte Rippen nun in einer Schüssel auf dem Tisch standen. Dazu gab es ein Stück vom frischgebackenen Pierag — Stegait's Leibgericht.

Plötzlich erklang draußen vor dem Fenster heller Gesang. Wer hätte das im Fischerdorf vermutet!

„Das sind die Bernelai“, sagte die Mutter. Das waren Jugendliche, mit Pelzmänteln und Flachsbärten als Weihnachtsmänner verkleidet, die von Haus zu Haus zogen. Stegait schloß die Haustür auf und rief sie in die Stube. Er holte ein Flasche mit Pfefferschnaps hervor und schenkte ihnen reichum ein. Die Hausfrau reichte einige Raderkuchen zum Zubeißen.

Dann kehrte wieder Ruhe ins Haus ein. Christoph holte den wöchentlich in Königsberg erscheinenden „Ostpreußischen Volksfreund“ hervor, den man beim Pfarrer abholen mußte. Familien mit schulpflichtigen Kindern erhielten ihn vom Lehrer. Stegait freute sich schon, wenn sein Sohn „Die Ansichten und Erlebnisse des Herrn Grotjohann aus Großklutkeim“ vorlas. Da gab es jedesmal viel zu lachen bei dieser von einem Redakteur gut erfundenen Figur.

Am ersten Feiertag probierte Christoph gleich die neuen Schlittschuhe aus und lief natürlich auch hin, wo er mit dem Vater am Tag vorher den neuen Plant eingestellt hatte. Als er dort keine Stangen fand, lief er schneller nach Hause, als er gekommen war.

„Unser Pant ist gestohlen“, berichtete er. Stegait erschrak, und zusammen mit seinem Sohn begab er sich an den Tatort, um vielleicht irgendwelche Spuren zu finden. Aber sie fanden nur die Einlaßlöcher im Eis und weiter nichts.

„Auch die Stangen hat der Lump mitgenommen“, sagte Stegait und überlegte, ob er mit solcher Verärgerung überhaupt in die Kirche gehen sollte. Aber schließlich siegte sein Pflichtgefühl. Auf dem Weg schloß sich ihm ein anderer Fischer an, der ihm frohe Feiertage wünschte.

„Ja, schöne Feiertage“, grollte Stegait, „meinen neuen Pant hat man mir gerade in der Heiligen Nacht gestohlen. 70 Mark für Baumwolle und mehrere hundert Arbeitsstunden sind dahin!“

In der Kirche wurde es mit der rechten Andacht wieder nichts. Stegait saß sehr be-



An der Quappenwarte in Skirwieth

Daniel Mantwill rankt seine weihnachtlichen Fischereierlebnisse um die Quappenwarte auf dem Skirwiethstrom. Unsere beiden Bilder zeigen den Schauplatz in Aufnahmen aus den dreißiger Jahren. Um die Weihnachtszeit, wenn sich auf dem Strom die erste Eisdecke gebildet hatte, rollten die Fischer mit ihren Wagen zur vorgesehenen Stromstelle, wohin Stangen, Netze, Reusen und Ketten gebracht wurden. Zuerst wurde eine Rinne bis in den halben Strom gehackt. 8 — 12 m lange Stangen wurden mit einem Meter Entfernung nebeneinander in den Grund gerammt, wie das untere Bild zeigt. An den Stangen wurde eine Netzwand, die mit einer Kette beschwert war, heruntergelassen. An dieses Netz wurden die Reusen herangeführt, in denen die Quappen gefangen wurden. Die Reusen hatten eine Bügelhöhe bis zu 2 m und enthielten manchmal mehrere Zentner der begehrten Fische. Besonders reiche Fänge gaben die Warten in der Mündung am Haff. In bestimmten Abständen gab es etwa zwei Dutzend solcher Fangstellen zu beiden Seiten des Skirwiethstromes. An dieser Winterfischerei beteiligten sich aus Skirwieth II Sillus, Lykai, Jonischkies und aus Skirwieth I Luttus, Meyruhn, Mantwill, Tewellis, Gaber, Jagst, Petrick, Gebbesch und Kubeit. Auf dem oberen Bild zeigen sich Gibbesch und Kubeit mit einem Wels von 50 Pfund, der ihnen bis zur Schulter geht und den sie auch in einer Quappenreuse fanden.

drückt da. Der Pfarrer sprach vom Frieden in der Welt, der erst einkehren werde, wenn man seinem Feinde vergeben könne.

Was, vergeben soll ich? Pfarrer, red kein Blech! Drei Jahre Gefängnis soll der Schuft bekommen! Wo soll das hinführen, wenn wir die Diebe straffrei herumlaufen lassen! – So überlegte er bei sich.

Am Abend ging er zu seinem Stricker Maszelski, um auch diesem von dem Diebstahl zu berichten, da dieser ja mitbetroffen war. Der Alte hörte sich alles aufmerksam an und sagte dann: „Nun wart mal, vielleicht kann ich dir helfen!“

Er holte seine Bibel, ein Ende Schnur und den Hausschlüssel. Dann band er die Bibel kreuzweise ein. An das eine Ende der Schnur kam der Hausschlüssel, ans andere Ende eine Schlaufe, in die der Finger gesteckt werden konnte.

Er hob das Ganze in die Höhe und ließ es am Zeigefinger pendeln. „So, nun sag mir alle Namen von Leuten, die als Täter in Frage kommen!“

„Ich hab doch keinen in Verdacht“, wehrte sich Stegait.

„Dann sag mir alle Dorfeinwohner der Reihe nach!“

Stegait begann alle Familien aufzuzählen, auch solche, die bestimmt nicht in Frage kamen. Schließlich hatte er alle durch, und die Bibel hatte sich nicht bewegt.

„Wenn du den Dieb genannt hättest“, erklärte der Alte, „hätte sich die Bibel gedreht, und du hättest mit dem Gendarm Haussuchung machen können. Aber weil sie sich nicht gedreht hat, ist der Dieb nicht aus unserem Dorf. Vielleicht ist es jemand von auswärts – oder dein Pant ist gar nicht gestohlen worden.“

Stegait hörte sich das alles ruhig an. Er wollte den Alten mit seinem Hokus-Pokus nicht kränken. Er hielt nicht viel von dieser Wahrsagerei. Aber trotzdem – es war wie ein Lichtstreifen am Horizont, daß es niemand aus dem Dorf sein sollte...

Am zweiten Feiertag kamen die Gäste ins Haus, auch ein Soldat auf Urlaub war

dabei, und es gab viel zu erzählen, so daß Stegait seinen Ärger mit dem Pant vergaß. Der dritte Feiertag wurde zwar auch noch gefeiert, aber wer etwas an Netzen eingestellt hatte, für den war es höchste Zeit, nach dem Fang zu sehen. So gingen auch Stegait zur Quappenwarte. Und als die Wenter, die schon für die stromab ziehenden Quappen gestellt waren, gehoben wurden, kam auch etwas hervor, was nicht dazugehörte.

„Mensch, das ist doch dem Stegait sein Pant“, rief einer am anderen Ende der Warte. Stegait kam im Laufschrift hinzu

und half beim Herausziehen seines Gezeuges. Der Pant war unter dem Eis angeschwemmt und an den Stangen hängen geblieben. Man rätselte lange hin und her, wie er hatte wegschwimmen können. Doch die Hauptsache war, daß er wiedergefunden war.

Nach beendeter Arbeit zog Stegait ihn auf seinem Handschlitten vergnügt nach Hause. Schon von weitem rief er seiner Frau zu: „So, Kathrinchen, jetzt wollen wir noch richtige Weihnachten feiern! Der Maszelski hat Recht gehabt. Es war keiner aus dem Dorf! Ich habe meinen Pant wieder!“



„Das ewig Licht geht da herein ...“

Das war schon eine Überraschung, als vor etwa vierzig Jahren das sehr alte und ebenso sehr gebückt gehende Fräulein Mary Plaw auf mich zukam und mir ohne Umschweife bedeutete, daß der Verein „Freundinnen junger Mädchen“, dessen Ehrenvorsitzende sie wohl war, in der damaligen Adventszeit beabsichtigte, ein von ihr ausgewähltes Krippenspiel in der dazu besonders geeigneten Reformierten Kirche in Memel aufzuführen. Und da ich als Organist an dieser Kirche sowieso nicht zu umgehen sei, müsse sie mich bitten, diese Aufführung zu übernehmen und auch unseren Chor einzuschalten.

Da ich dieses Spiel kannte – ich hatte es Jahre zuvor als Seminarist mit der Oberklasse der Seminar-Übungsschule aufgeführt – wußte ich, daß es für eine Aufführung im kirchlichen Raum entsprechend eingerichtet und durch Hereinnahme von Weihnachtschorälen und weihnachtlichen Volksliedern erweitert werden müßte, womit sich Fräulein Plaw schließlich auch einverstanden erklärte. Die erforderlichen Mitspielenden wollte sie vom Oberlyzeum und vom Gymnasium schon besorgen.

Mit lobenswerter Unterstützung der Vorstandsamen dieses Vereins gelang eine Darstellung des weihnachtlichen Geschehens, daß dieses Krippenspiel an drei aufeinander folgenden Jahren in der immer wieder vollbesetzten Kirche wiederholt werden konnte.

Der Mittelpunkt dieses etwa 1 1/2 Stunde dauernden Spiels war die Krippe mit Maria und Josef und den in Anbetung verharrenden Hirten und Engeln, während auf der Orgel, mit den zartesten Registern des Fernwerks, „Stille Nacht, heilige Nacht“ intoniert wurde. Und dann sang der hinter Tannengrün im Säulengang über dem Altar wartende Kirchen-Konzertchor sein „Ehre sei Gott in der Höhe“ in die ergriffene Gemeinde hinein, die in lautloser Stille dieses Spiel als Verkündigung annahm.

Es erhielt damals seinen sichtbaren Glanz durch das in Anlehnung an Joh. 1, Vers 5 – „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“ – in die Krippe gestellte starke Altarlicht, des-

sen Flamme je länger je heller leuchtete, und das auch dann noch stehen und brennen blieb, als die Kumpanei der Mitwirkenden das Kirchenschiff mit dem ehrwürdigen Choral verließ: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich...“, dessen letzter Vers von der stehenden Gemeinde mitgesungen wurde: „Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradies, der Cherub steht nicht mehr dafür; Gott sei Lob, Ehr und Preis!“

Soweit die Erinnerung. Weshalb aber blieb das brennende Licht in der Krippe zurück? Es war damals bei mir mehr instinktiv, als erkannt, daß es solange als möglich die Botschaft ausrichten sollte, die uns Johannes im 8. Kapitel, Vers 12 überliefert hat: „Jesus Christus spricht: Ich bin das Licht der Welt. Wer Mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

So groß oder auch bescheiden unser Weihnachtstisch diesmal sein mag: Um dieses Haben geht es letztlich und auch diesmal zu Weihnachten.

Als unsere Tochter etwa drei Jahre alt war und mit ihren „Ihr Kinderlein kommet“ singenden Brüdern in unser notdürftig zu einer Weihnachtsstube umgewandeltes Zimmer herein trat, und den Weihnachtsbaum mit den brennenden Lichtern und die spärlichen Geschenke sah, hüpfte sie vor Freude und klatschte in die Hände, bis sie plötzlich stehen blieb und ernsthaft ausrief: „Gehört alles mir! Gehört alles mir!“

Schon Jesus pries den Vater in Matth. 11, 25, „daß ER solches den Weisen und Klugen verborgen habe und es den Unmündigen offenbart hat.“ Möge es auch uns gegeben sein, daß wir uns gerade zu Weihnachten mit der Fülle der Retterliebe Gottes in Seinem für uns geborenen und dahingegebenen Sohn Jesus Christus beschenken lassen, wie es Dr. Martin Luther sagt und singt:

„Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein'n neuen Schein; es leucht't wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Halleluja!“

R. T.



Die Frauen von Memel

Erinnerungen an Mütter in unserer Heimatstadt

Als ich auf der Flucht von Memel abends langsam durch die einsamen Straßen einer fremden Stadt ging, so als ob ich irgend etwas suchte, öffnete sich über mir ein Fenster, und eine wahrhaft himmlische Musik hüllte mich wie in einen warmen Mantel ein. Ich konnte einfach nicht weitergehen. Allerdings war es mir sehr peinlich, als eine Frauenstimme aus dem dunklen Zimmer zu mir sprach: „Sie müssen schon entschuldigen, aber ich kann Sie nicht hereinlassen...“ Während ich so stand und lauschte und nichts mehr in mir und um mich wahrnahm als nur Musik, gesellten sich bekannte Gesichter zu mir – und ich glaubte, wieder in Memel zu sein.

In einem winzigen Häuschen, das an drei Seiten von einem riesigen Holzplatz umgeben war, erkannte ich eine sehr kleine Frau mit dunklem Haar und ebenso dunklen Augen. Sie hatte nur ein einziges Kind, aber das liebte sie mit märchenhafter Zärtlichkeit. Alles schien hier ins Wunderbare verwandelt zu sein: die sorgfältig aufgeschichteten Holzstapel, die ihren würzigen Wald-duft verströmten, die neugeborenen Kätzchen, die erst blind und später mit blauen Augen um ihre Katzenmutter herumsprangen und von denen ich mir eine aussuchen konnte – zum Mitnehmen.

Dieses kleine Stückchen Märchenwelt sehe ich noch vor mir, mit weichem Tigerfell, weißem Lätzchen und vier weißen Pfötchen – ich höre noch das warme, gleichmäßige Schnurren. – Und in Gedanken sehe ich noch immer Frau Büttner, die mir wie eine gute Fee meine geheimsten Wünsche erfüllte. –

Auf dem Wege zum Holzplatz lief ich immer an unserem Schuster Bucksnowitz vorbei. Seine Werkstatt, in der alles auf engstem Raum geordnet beieinander lag, schien allerlei Geheimnisse zu verbergen. Ob er vielleicht auch ein „Schuhmacher und Poet dazu“ war, wie Hans Sachs in Nürnberg? Wer konnte das wissen? – Seine Frau, die sich in der Werkstatt genauso auskannte wie in der Küche, hatte ihre Söhne mit unglaublicher Sorgfalt erzogen, und ich bewundere sie, weil ich jetzt weiß, wie schwer es ist, aus Söhnen vernünftige Menschen werden zu lassen. Wieviele von ihren Kindern noch leben und geheiratet haben, weiß ich leider nicht. –

Meine erste Hochzeit, auf der ich zwar nicht tanzte, aber Blumen streute, war die Hochzeit von Czyczys. Mit den Blumen ging das auch sehr gut, nur das anschließende Festessen in Königswäldchen brachte Schwierigkeiten mit sich – es gab nämlich Krebsuppe, und die konnte ich nicht essen; denn ich sah immer noch die lebenden Krebse in einem dunklen Weidenkorb vor mir, die meiner Mutter einmal auf dem Markt angeboten worden waren. – Wenige Jahre danach, als wir Czyczys in Mellneragen besuchten, geschah ein Unglück – und ich war Schuld daran. Ob das vielleicht noch mit der Krebsuppe zusammenhing,

die ich verschmäht hatte? Während die Erwachsenen mit nie endenwollendem Reden Kaffee tranken, hütete ich die beiden Kinder: Gerhard, der schon laufen konnte, und Dieter, der noch im Wagen lag. Da ich keine jüngeren Geschwister hatte, war mir Kinderwagenschieben etwas Herrliches – wenn auch Ungewohntes. Der Garten erschien mir wie ein riesiges Blumenparadies. Besonders die Kaiserkronen zogen mich durch ihre auffallend schöne Trichterform und ihre leuchtende Farbenglut so ganz in ihren Bann. Und dann ging alles sehr schnell. Dieter kullerte den Abhang hinunter und der Wagen hinterdrein. Leider war ich noch zu klein, um selbst helfen zu können. So stand ich ganz verzweifelt da. Aber Dieter meldete sich mit seiner gesunden, kräftigen Stimme. Daraufhin erschien Frau Czzychy und brachte ohne jeden Vorwurf alles mit ruhiger Hand wieder in Ordnung – und die Fahrt konnte nun langsamer und vorsichtiger weitergehen. Beim Abschied schenkte sie mir ein großes Stück Bernstein – das größte, das ich je besessen habe –, weil sie merkte, wie sehr ich mir die Sache zu Herzen genommen hatte. –

Als ich schon zu den älteren Kindern zählte, modellierte ich gern Tiere und Menschen aus Ton – und zwar zusammen mit einer Klassenkameradin, die in der Alexanderstraße wohnte. Sie war von München nach Memel gekommen – also gewissermaßen aus einer anderen Welt. Ihre Mutter, Frau Elbern, habe ich nur einmal gesehen, aber ich könnte sie heute noch danach zeichnen. Als ich ihr bei diesem Besuch eine kniende Tonfigur von mir zeigte, blickte sie mir verstehend in meine fragenden Augen: „Ja, ich weiß, wie schwer das ist.“ Und ich war erstaunt, in ein von innerer Ruhe erfülltes Gesicht zu sehen, das in seinen weichen, lieblichen Formen so fest in sich geschlossen war, daß man es schön nennen mußte. Und die für unsere Verhältnisse fast zu vielen Bildern an den Wänden paßten gut zu diesem Gesicht; denn es hatte seine eigene Harmonie – es vertrug die Fülle. –

Eine Frau traf man nur selten in der Stadt – aber fast immer in Konzerten. Ihre Anmut und ihre Würde blieben immer gleich, obwohl die Jahre vergingen. Frau Gerlach wohnte in einem alten Patrizierhaus in der Libauer Straße, und wenn ich daran vorüberging, dachte ich, das müßten ganz besondere Menschen sein, die in einem so vornehmen Hause wohnten. Heute weiß ich, daß dieses nicht immer zutrifft – ja, daß besondere Menschen oft mit sehr kläglichem Behagen vorlieb nehmen können oder auch müssen. –

Wenn ich zum Beispiel an die Wohnung meiner ersten Klavierlehrerin, Fräulein Gonschorowski, denke, da graust es mir noch heute. Sie lag in einer Querstraße der Polangenstraße. Ein fast unbeleuchteter, enger Gang führte zu einer düsteren Gast-

wirtschaft. Mit angehaltenem Atem lief ich die ausgetretene Treppe hinauf und stand mit klopfendem Herzen vor einer altmodischen Glastür. Diese führte wiederum in einen Raum, in den noch nie ein Sonnenstrahl hineingedrungen war. Erst dann öffnete sich eine helle Tür zum Musikzimmer, das mit tönendem Dämmerlicht erfüllt war. Auf dem Klavier stand eine Büste von Beet-

OSTPREUSSEN IM BILD - 1976



Postkartenkalender 7,80 DM



Haus- und Jahrbuch 7,80 DM

Jetzt wieder lieferbar!

Der einmalige Großbildband Ostpreußen in 1440 Bildern

728 Seiten, Kunstdruck, 98,— DM mit allen Memelland-Kreisen

Katalog kostenlos zu Ihrer Verfügung

Rautenbergsche Buchhandlung

295 Leer (Ostfriesland)

Postfach 909

hoven — ihm hatte sie sich geweiht. — Barockmusik war hier allerdings nicht sehr gefragt — und das führte zu unserer Trennung; denn ich liebte damals Händel über alles, vielleicht sogar mehr als meinen Freund.

Aber jetzt kommt das Großartige — das Unglaubliche: Als wir uns nach fünfundzwanzig Jahren wiederfanden, war unsere innere Verbundenheit gewachsen. Sie hatte mir so ganz verziehen — und ich ihr auch. Kurz vor ihrem Tode fragte sie mich nach meinem Lieblingskomponisten. Ohne auch nur einen Moment zu zögern schrieb ich: Beethoven. Wer wohl noch ein Bild von ihr besitzt?

Meine Schwester hatte einige Jahre bei einer anderen Lehrerin Klavierunterricht. Diese Konzertpianistin war mit ihren beiden Kindern Wita und Olgert von Irkutsk in Sibirien über Litauen nach Memel gekommen. Als ich sie kennenlernte — das muß noch vor meiner Schulzeit gewesen sein —, sollte ich ihr ein Lied vorsingen. „Nun ja“ meinte sie sehr zuversichtlich, „das kann noch etwas werden.“

Ein originelles Konzert von ihr ist mir noch in Erinnerung geblieben. Als Zwerge verkleidet, mit dunkelbraunen Kapuzenkiteln und langen, weißen Bärten, brachten die Schüler von Frau von Jazewitsch auf vorher genau aufeinander abgestimmten Weingläsern und anderen merkwürdigen Instrumenten eine „Petersburger Schlittenfahrt“ zur Aufführung. Dieses lustige Spiel imponierte mir natürlich sehr.

Es gab aber noch andere Dinge, die mich in Begeisterung versetzen konnten — zum Beispiel das Uhrmachergeschäft Komm. Hildegard, die Tochter des Meisters, lernte mit mir zusammen die ersten Buchstaben und Zahlen. Nach der Schule nahm sie mich manchmal zu sich nach Hause mit — und so begegnete ich auch oft ihrer Mutter. Obwohl ich noch nichts von Vererbungslehre gehört hatte, fiel mir sofort die große Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter auf. Und ich spürte damals schon, wie stark dieses sichtbare Band zwischen Mutter und Kind sein konnte. Wenn es erlaubt ist, Frau Komm mit einer Uhr zu vergleichen, so könnte ich sie mir als eine stattliche, kunstvoll verzierte Standuhr denken — ihr Gesicht zeigte einen so klaren Ausdruck, daß man an ihm sicher die Zeit ablesen konnte — so zuverlässig und unbedingt richtig gehend schien es mir.

Doch noch eine Mutter von einer anderen Schulkameradin kann ich nicht vergessen.



Margarete Meding

Meistens saß Frau Meding, wenn ich kam, am riesig-langen Eßzimmertisch und strickte, während vom Musikzimmer her die Vö-

gel munter durcheinanderzwitscherten. Doch einmal lernte ich sie von einer ganz anderen Seite kennen. Elly, die zweitälteste ihrer vier Töchter, und ich gingen eine zeitlang regelmäßig in die Johanniskirche oder in die Landkirche zum Orgelüben. In der Landkirche geschah das auf folgende Weise: Während einer von uns auf der Orgelbank saß, die Register zog und mit Händen und Füßen eine Vielfalt von Tönen zum Erklingen brachte, stand der andere hinter der Orgel und trat immer abwechselnd — einmal mit dem linken Fuß, einmal mit dem rechten Fuß — die Bälge herunter. Das war recht anstrengend — aber der Klang dieser sehr alten Orgel war unübertrefflich volltönend und warm. Während wir in unsere verschiedenartigen Tätigkeiten vertieft waren, hörten wir Schritte auf der Treppe. Wir erschrakten, dachten an den Pfarrer oder an den Küster — aber nein, es war Ellys Mutter. Sie setzte sich gleich auf die Orgelbank, und schon füllte sich die Kirche mit Zauberklängen alter Musik. Wenn man die Augen schloß, meinte man, im Himmel zu sein.

Meine zweite Klavierlehrerin war eine Pfarrerstochter. Sie nahm ihren Beruf und ihren Hund sehr ernst. Dieser Hund bestand eigentlich nur aus Fell, und wenn er schlief, konnte man beim besten Willen nicht feststellen, wo vorne und hinten war. Deshalb bellte er ab und zu mal — aber das paßte wieder nicht zur Musik. Doch Fräulein Oloff liebte dieses Tier genau so wie ihre vielen, fast zu vielen Schüler. Von morgens bis abends saß sie neben ihrem schwarzglänzenden Instrument — selbst ihre Mahlzeiten nahm sie oft während des Unterrichts ein. Ja, die Musik und sie waren unzertrennliche Freunde. Aber sie hatte auch noch zwei andere Freunde, die in ihrem Leben einen bevorzugten Platz einnahmen und von denen sie bei jeder Gelegenheit voller Bewunderung sprach. „Mein Siegfried, mein Siegfried“, so hieß es in jeder Klavierstunde. Merkwürdigerweise hatten sie beide den gleichen Vornamen. Siegfried Fehre hieß ein Ritterkreuzträger aus Memel und Siegfried Lenser, der aus Danzig kam, war ein Schüler der Lehrerbildungsanstalt Memel. Fräulein Oloff betrachtete beide nicht nur als Schüler, sondern mehr als ihre Söhne und hing mit enthusiastischem Stolz an ihnen.



Fr. Oloff

Auch meine Mutter hatte keine eigenen Söhne, und von ihren drei Töchtern mußte die älteste schon nach wenigen Wochen in Mellneraggen begraben werden. Auf einer kleinen Anhöhe, ganz in den schattigen Wald eingebettet, lag der schlichte Dorffriedhof — selbst der schmale Bach zu seinen Füßen floß leise und ruhig dahin, um

niemanden zu stören. Nur die Vögel sangen ihre hellen Lieder — das klang immer so tröstlich, als wüßten sie mehr als wir.

Ob es dieser frühe Schicksalsschlag war oder irgend etwas anderes, weiß ich nicht; jedenfalls ging meine Mutter oft zu Armen und Kranken, um ihnen etwas zu bringen. Das Schöne daran war, daß sie die Geschenke irgendwo heimlich ablegte, so daß sie erst entdeckt wurden, wenn meine Mut-



Gerda Rhode-Haupt

ter das Haus schon verlassen hatte. So lernte ich von ihr, mit leichtem Herzen gerade das Beste weiterzugeben, und dafür werde ich ihr immer dankbar sein.

Einmal im Jahr kamen befreundete Lehrerfrauen zum Kaffeekränzchen zu uns. Soweit ich mich erinnere, waren das Frau Greulich, Frau Kroll, Frau Podufal, Frau Szameitat, Frau Walgan und Frau Wegner. Natürlich kannte ich noch sehr viele andere Lehrerfrauen wie Frau Belgard, Frau Brusdeiins, Frau Joswig, Frau Huber, Frau Krämer, Frau Kwauka, Frau Lukat, Frau Schapoks, Frau Schlopsnies, Frau Schwarz, Frau Stein und Frau Stumber.

Frau Schwarz konnte ich in der wärmeren Jahreszeit jeden Tag beobachten; denn ihr Garten grenzte an unseren. „Wenn Frau Schwarz Wäsche hat, scheint immer die Sonne“, so hieß es in unserer Familie —



Ch. Schwarz

und so war es auch wirklich. Manchmal glaubte ich, sie könnte zaubern. Obwohl sie den ganzen Tag im schön angelegten Garten gearbeitet hatte, war das Haus doch ordentlich gehalten, und wenn sie abends am Kachelofen saß, mit einem Strickstrumpf in den flinken Händen, wurde der so schnell größer, daß man es mit den Augen verfolgen konnte — und mitten auf dem gemütlich beleuchteten Wohnzimmerstand ein Glaskörbchen mit silbernem Henkel, das mit köstlich-duftenden Plätzchen gefüllt war. Dabei sah Frau Schwarz immer heiter aus, so als wäre ihr gerade ein großes Glück über den Weg gelaufen. Mehr mit

Liebe als mit Strenge versorgte sie nicht nur ihre beiden Kinder Gerhard und Gisela, sondern auch einen schwarzen Dackel.

Einen sehr viel größeren Hund hielten sich Westermanns, nämlich eine riesige Dogge, ein imponierendes Tier und doch liebenswürdig auf seine Art. Und liebenswürdig wie alle Balten, die ich kenne, waren auch die Menschen in diesem Haus. Frau Westermann half ihrem Mann in der Praxis und sorgte nebenbei für ihre großzügig eingerichtete Wohnung. Sie schien mir so recht die gute Seele des Hauses zu

sein. An eine kleine Begebenheit erinnere ich mich noch gern. Irgendeiner der Vorfahren hatte ein Krippenspiel komponiert — und dabei durfte ich mitsingen. Da sehe ich noch Frau Westermann vor mir, wie sie uns am Klavier sitzend begleitete. Als sähe sie sich in Gedanken als Kind — singend im vertrauten Familienkreise —, so fröhlich sah sie aus.

Wenn ich an diese Frauen und Mütter in Memel denke, so möchte ich nicht eine davon missen; denn sie waren alle liebenswert — jede in ihrer Art.



MARGRET KUHNKE

LEISE RIESELT DER SCHNEE

Eine Geschichte

aus den Weihnachtsferien

Das Mittagessen hatte wieder herrlich geschmeckt. So richtig rösch hatte Mamsellchen die Ente geschmurgelt. Der Rotkohl war gut mit Äpfeln durchsetzt, und der Nachtisch bestand aus Grießpudding mit Himbeersöße. Die Erwachsenen legten sich „Nur ein Viertelstündchen“ aufs Ohr, und in der Küche genehmigte Mamsellchen für sich und die Diensthilfen den guten Kopskiekelwein. Er war aus Johannisbeeren selbst gebraut und fluschte nach dem fetten Essen so richtig heiß und wohlig in den Magen runter. Stand man dann aber vom Stuhl auf, drehte sich alles lustig, und man mußte immerzu lachen und plachandern.

Draußen begann ein kurzer Wintertag seine zweite Halbzeit. Eine bleiche Sonne versuchte, sich durch dicke Wolken zu quälen und schaute kalt und grämlich auf die Erde herunter. Dort sah sie, daß die Landschaft eine Symphonie in Weiß war. Jeder Baum, jeder Strauch und Zweig hatte Kapuzen auf. Die Telefondrähte sangen leise ihre Frostmelodie und glichen dicken, weisen Perlenschneuren. Als Silhouette zu der weißen Memelniederung stand der dunkle Wald. Soviel Mühe sich auch der Schnee gegeben hatte, er konnte das Grün der Tannennadeln nicht beherrschen. „Wir sind stärker“, raunten die bärtigen Zweige, schüttelten sich, daß die Schneemassen zur Erde stietmen und ein Hase, der sich an die Tanne gekuschelt hatte, mit langen Sätzen erschrocken davonhoppelte. „Krah-krah“, krächzten die schwarzen Wintersänger und zogen auf den weißen Feldern ihre Krähen-schau ab. Steil stieg der Rauch aus den Schornsteinen der Dorfhäuser und verkündete, daß in ihnen warme Geborgenheit war.

Hans und Urte standen auf dem Gutshof. Die bunten Wollmützen hatten sie weit über die Ohren gezogen, und die roten Fäustlinge, von Tante Lenchen aus selbstgesponnener Schafwolle gestrickt, leuchteten warm und farbenfroh. Ihre Rodelschlitten pendelten lustlos hinter ihnen.

„Es ist doch gräßlich langweilig an solch einem Wintersonntag auf eurem Gut“,

maulte Urte. „Da ist es bei uns in Memel viel schöner. Die vielen Schaufenster, die Konditoreien, die Schiltschuhbahn...“

„Tu dich nicht so abern mit deinem Memel“, unterbrach sie Hans. „Wie du aufschneidest, so ist es gar nicht! Wann gehst du mal in die Kon? Mamsellchens Butterfladen kann ich immer bekommen, und vom Besehen der Spielsachen hinter den Schaufenster krieg ich kalte Händ' und nasse Füß.“

Hans war der neunjährige Hoferbe, und seine siebenjährige Kusine Urte war eine „Städtsche“ aus Memel. Sie vertrugen sich prächtig, wenn es um Spiel und Unfug ging; aber war es ihnen langweilig, dann zankten sie sich ebenso prächtig. So auch jetzt!

„In Memel gibt es hellerleuchtete Straßen“, prahlte Urte weiter, „und an den Schaufenster kriege ich bestimmt keine kalte Füße, weil da drin soviele tolle Stofftiere stehen, beinahe wie in der Arche Noah.“

„Auch Pferde?“ erkundigte sich Hans. Er dachte und lebte nur für seine Pferde. Dann überlegte er: „Quatsch! Stoffpferde! Komm lieber mit in den Stall zu wirklichen Hiet-scherchen!“

Sofort war auch Urte begeistert. „Und wenn Kutscher Karl uns rausschmeißt?“ meldete sie ihre Bedenken an.

„Der hat eben abgefüttert, und ich sah ihn in der Küche verschwinden. Dort ist er bei Mamsellchen für die nächste Zeit aufgehoben“, meinte Hans hintergründig und dachte an den Kopskiekelwein.

Zwei Kinder und zwei Rodelschlitten zogen lautlos durch den Schnee zum Pferdestall. Drinnen war es warm und roch vertraut nach Tier. In ihren Boxen malten die Pferde ihren Hafer und schienen mit ihrem Schicksal zufrieden. Ihre Leiber glänzten gepflegt und wohlgenährt, und als die Kinder durch den großen Stall gingen, wandten sie ihre Köpfe und ihre Nüstern schimmerten feucht.

„Fein, nicht wahr? Alle gehören mir“, sagte Hans stolz. Urte gab kleinlaut zu, daß

es hier schöner sei als in Memel. In einer Ecke auf Stroh schnarchte der Kutscherjunge, der die Stallwache hatte, laut in seinem Nachmittagsschlaf.

„Sollen wir ihn wecken?“ schlug Urte vor.

„Nein, sonst petzt er“, sagte Hans. „Dort steht Liese, unser altes Milchpferd: „Ich bringe ihr immer stibitzten Zucker mit, das weiß sie.“ Er holte zwei Stücke Zucker aus seiner Hosentasche und gab auch Urte eins für Liese.“

„Was machen wir nun?“ fragte Urte nach einer Weile. Abenteuerlust blitzte in ihren Augen auf.

„Wir schirren Liese an unsere Rodelschlitten und machen eine Fahrt in den Wald wie die Großen“, schlug Hans vor. Geschickt führten die Kinder Liese aus dem Stall, und Hans spannte sie gekonnt vor die Schlitten. Aber Liese schüttelte unwillig die Mähne, als ob sie zu dem Unternehmen „nein“ sagen wollte. Sie stemmte sich auch in den Schnee und wollte nicht gehorchen. Aber endlich ging die Fahrt doch los, über den leeren Hof, die Chaussee entlang und durch einen verschneiten Weg zum Wald. Am Horizont stieg eine dunkle Wolke drohend auf und Urte meinte zaghaft: „Ob es schneien wird?“

„Wir werden es ja sehen“, beruhigte sie Hans, und munter trabte jetzt das Pferdchen in den Wald hinein. Die Freude an der Fahrt überwog jedes Schuldgefühl solange, bis es zu schneien anfang. Zuerst zögernd, in dicken Flocken, dann immer schneller stietme es. Der Wind sang in den dunklen Tannen, und es wurde schnell dunkler. Mit einem Ruck machte sich Liese los, kehrte um, und im Nu war sie vom Schnee und der Dunkelheit verschluckt.

„Wo sind wir?“ jammerte Urte. „Ich friere und will nach Hause.“

„Mädchen sind immer ängstlich und Jammerrappen“, tat Hans sehr forsch. Aber sein Herz klopfte laut.

Die Richtung hatten sie verloren. Dicke, dunkle Tannen sahen drohend auf sie herab. Unheimlich wurde der Wald in seiner Dichte und Größe.

„Ich will schlafen in dem weichen Schnee“, flüsterte Urte.

„Dann kommen Wölfe und fressen dich auf.“ Hans wußte bereits um die Gefahr des Frostes und Schnees und versuchte, Urte durch Drohung mit den Wölfen wachzuhalten.

„Wir müssen weitergehen, irgendwo kommen wir schon raus“, tröstete er und versuchte energisch, Urte am Hinlegen zu hindern. Es war für beide eine äußerst gefährliche Situation!

Langsam witternd näherte sich ihnen ein großes, unheimliches Tier. „Ein Wolf“, schrien fast gleichzeitig die entsetzten Kinder. Das Tier stutzte und stürzte dann wild auf Hans zu.

„Tell, mein guter Tell“, rief Hans. Es war der Jagdhund des Gutes, der stürmisch die Kinder begrüßte und sie fast in den Schnee warf.

„Tell, wie hast du uns gefunden?“ Laut bellend verkündete der Hund, daß seine Nase ihn nicht getäuscht hätte. Schon hörte man Stimmen. Fackeln loderten auf, die Männer des Dorfes eilten herbei und trugen die übermüdeten Kinder heim.

Wie war es gewesen? Liese war bis zu ihrem Stall gelaufen. Dort traf sie Kutscher Karl, der leicht schwankend von Mamsellchens Koppkiekelwein zurückkam.

„Was auch alles der Kiekel macht!“ murmelte er. „Jetzt sehe ich schon die Liese hier draußen!“ Dann aber waren die Geister des Weines verschwunden.

„Wo kommst du her?“ fragte er.

Liese wieherte, blähte die Nüstern und wandte den Kopf nach hinten. „Wo ist der Luntrus mit dem Marjellchen?“

Da erschien Tell, der bis dahin im Stall geschlafen hatte.

„Tell, such die Kinderchens!“ Und sofort nahm der Hund die Fährte auf. Kaum konnten die eiligst alarmierten Mannslüd folgen, als Tell Laut gab.

In ihren weißen Betten lagen die Kinder, wohl versorgt mit Wärmkrucken. Mamsellchen brachte heißen Glühwein, und Schimpfe, nein, die bekamen sie nicht. Doch ehe Urte ganz tief in die Traumwelt hinüberglitt, murmelte sie: „Nicht wahr, Hans, leise rieselt der Schnee...“

jüngerer Kollege von mir im Bankhaus von Louis Müller. Er übernahm später von seiner Tante das Lokal und führte die Tradition der Schmantwaffeln weiter.

So einfach später auch für die Memeler der Weg nach Sandkrug auf der Kurischen Nehrung mit den schönen Fährschiffen wurde — ich erinnere mich noch, wie mein Bruder Carl und ich als junge Memeler Bowkes mit dem großen Boot vom Plawischen Holzplatz her Sandkrug rudern erreichten, um unsere älteren Schwestern zum Baden in der Ostsee zu bringen. Wir badeten lieber in den Holzgärten am Tief und saßen daher geduldig am Sandkrug in unserem Boot, die Zeit bis zur Rückkehr der Damen mit der Lektüre von Karl May verbringend.

Weil ich schon in Sandkrug bin, muß ich noch erwähnen, daß ich am Weiterbau der Südermole beteiligt war. Wie das kam? Wie ich schon erwähnte, war ich Stift des Bankhauses Louis Müller, das außer Bankgeschäften auch alles mögliche Andere betrieb. Wir hatten ein Dampfsägewerk, eine Ziegelei, eine Lottereeinnahme, eine Holz-, Kohlen- und Zementhandlung. Und daher mußte ich auf der Baustelle in Süderspitze Hunderte von Tonnen Portlandzement für den Molenbau abliefern. Der kleine Dampfer „Delphin“ der Hafenuverwaltung (töff — töff!) zog ein oder zwei Holzprähme mit Zement zum Steg am Molenkopf, wo ich dem Bauleiter die Sendung gegen Quittung übergab.

Wenn ich auf meinen so langen Lebensweg zurückblicke, erfüllt mich ein unendliches Dankgefühl meinem Herrgott gegenüber, daß ich das alles erleben durfte und daß ich mich dank seiner wunderbaren Führung heute daran erinnern darf. Ich glaube, ich habe an diesem Weihnachtsfest 1975 einen Auftrag an meine Landsleute überall in der Welt zu erfüllen, indem ich ihnen meine Überzeugung ausdrücke:

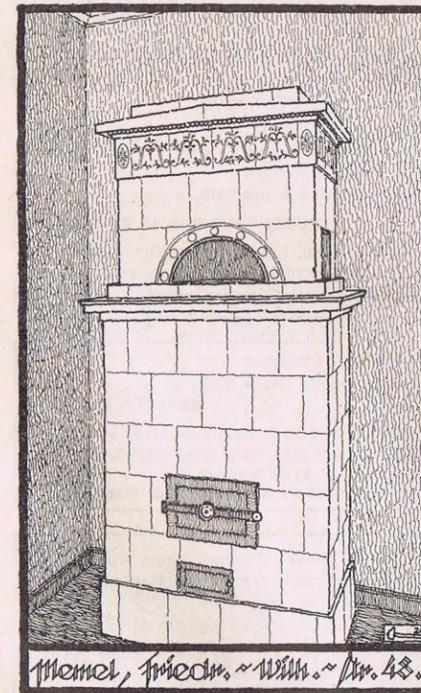
Einmal werden diese schweren Jahre der Heimatlosigkeit vergessen sein! Einmal wird unser Memel wieder deutsch werden, eine Heimat unserer Kinder und Kindeskinde! Das walte Gott!



Träumereien an Memeler Kachelöfen

Der Fortschritt hat uns in den letzten Jahrzehnten manche Erleichterung im Haushalt beschert, wenn beileibe auch nicht alles Gold ist, was ein bißchen glänzt. Wer kennt nicht den Ärger mit asthmatisch raselnden Nachtstromspeicheröfen, mit lauwarmen Zentralheizungen, stinkenden Öl-öfen und gefräßigen Dauerbrennern! In Memel gab es, von öffentlichen Gebäuden abgesehen, nur eine Heizung, die sich auch im härtesten Winter bewährte: den guten alten Kachelofen. Er wurde nicht etwa „von der Stange“ gekauft, sondern war in jedem Fall ein originales Stück, vom Ofensetzer nach den Wünschen seiner Kunden angefertigt. Ich erinnere mich noch gut, daß Meister Kuljurgies in unseren Janischker Neubau kam, die Plätze für Küchenherd und Kachelofen in Augenschein nahm, Maße notierte, Muster herumreichte und schließlich mit dem Auftrag loszog. Was er uns dann in sorgfältiger Arbeit hinstellte, war nicht nur für die Ewigkeit gemacht, sondern auch wohlproportioniert, zweckmäßig und schön.

Unser Ofenbild, gezeichnet von Stadtbaumeister Hammer im Jahre 1926 in einer Wohnung des Hauses Friedrich-Wilhelm-



Str. 48, zeigt einen echten Memeler Kachelofen, breit, behäbig und doch anmutig zugleich. Kein Kachelofen ohne Röhre — hier vorn halbrund gestaltet, eine unentbehrliche Höhlung, in der Speisen warm gehalten wurden, bis der letzte Nachzügler bei Tisch erschien, in der aber sonst ständig Bratäpfel einen verführerischen Duft verströmten, von den zischenden und schmurzelnden Geräuschen ganz zu schweigen, die sie in ihrem Schwitzkasten hören, ließen.

Die Feurung ließ sich mit einer Gußeisentür verschließen. Riegel und Schraube sorgten für festen Sitz. Die Aschentür blieb geöffnet, solange das Holz im Ofen brannte. Wer abends auf die Glut zwei oder drei Briketts legte, hatte am Morgen keine Sor-

ge mit dem Anmachen. Sicher war das Holzschleppen umständlich, und beim Herausholen der Asche gab es bestimmt auch manchen Ärger. Aber man war es nicht anders gewöhnt. Das Holz holte man gleich ein gros aus dem Schauer auf dem Hof und flieh es schön sauber zwischen Wand und Ofen auf. Das gab einen Duft, wie ihn selbst einer der neumodischen Kamine oder Sheriff-Grills nicht halbwegs fertigbringt! Die Aufbewahrung am Ofen hatte stets krachtrockenes Holz zur Folge. Da bedurfte es nur einiger Szibber aus Kienholz, einiger dürrer Prickel, und ehe man sich versah, prasselten selbst die dicksten Kloben im Feuerloch. Das Anzünden ging also ganz oder fast ohne Papier vor sich. Höchstens riß man sich einen Streifen Zeitungspapier als Fidibus. Es war ja noch die Zeit, in der es keine Verschwendung an Packmaterial wie heute gab. Das „Memeler Dampfboot“ wurde nach gewissenhafter Lektüre sauber in handliche Rechtecke zerschnitten und mit einer groben Nadel auf eine Schnur gefädelt, um im „Örtchen“ hinterlistigen Zwecken zu dienen. Da blieb wenig Papier zum Anzünden!

Zum Ofen gehörte die Ofenbank oder eine andere Sitzgelegenheit. Wenn die Wärme richtig pustete, dann blieb man lieber in respektvoller Entfernung von den Kacheln, aber wenn man durchgefroren in die Stube kam, dann gab es nichts Besseres, als den Rücken gegen den Ofen zu lehnen und die Hände gegen die glatten, blanken Kacheln zu pressen.

Ein richtiger Kachelofen hielt nach einem gemütlichen Abend im Schein der Petroleumlampe die Wärme bis zum Morgen. Kam man aus der auch bei uns meist recht kalten Schlafstube, dann legte man die Unterwäsche schnell mal an den Ofen, und schon konnte einen das Anziehen nicht mehr schrecken.

Was so ein Kachelofen nicht alles leisten mußte! In der Röhre wärmte man den Ziegelstein für das kalte Bett an, den man sich an die Fußsohlen schob. Ging man in die beißende Kälte hinaus, dann heizte man noch schnell die Handschkes in der Röhre an, die Pudelmütze und den Schal. Kam man durchgefroren vom Rodeln zurück, dann konnten die Fäustlinge auf der Konsole rund um den Ofenaufsatz samt den Wollsocken trocknen. Die blaugefrorenen Füße wurden am besten gegen eine Ofenecke gepreßt, wo die Kacheln nicht zu heiß waren. Da rannten einem die Wonneschauer über den Rücken! Und hinter den Ofen wurde der Milchzahn geworfen! Dazu mußte man rufen:

„Maus, Maus, nimm meinen beineren Zahn!“

Gib mir deinen eisernen Zahn!“

Bei kinderreichen Familien mußten von Zeit zu Zeit die Haufen von Milchzähnen hinter dem Ofen vorgekehrt werden... Da wir schon beim Fegen sind, sollen darüber auch einige Worte verloren werden. Wurde die Asche entleert, so blieb es nicht aus, daß auch mal einige Funken auf den Boden fielen. Zum Glück kannten wir noch keine Teppichfliesen und Spannteppiche, sondern gescheuerte Dielen, die in besseren Häusern braun gestrichen waren. Vor dem Feuerloch war ein Blech auf die Dielen genagelt, das Brandflecke vermeiden sollte.

Für den Schornsteinfeger hatte der Ofensetzer an der Rückseite des Ofens eine Klappe gelassen, durch die man die sinnreich angeordneten Züge von Ruß und Flugasche befreien konnte. Das geschah einmal jährlich nach Beendigung der Heizperiode — im Memelland war das meist so um Mitte Mai, manchmal auch etwas später. Und manchmal wurde auch noch im Juni der frisch gereinigte Ofen mal zum Abend so ein bißchen in Gang gesetzt, damit die Stube „verschlagen“ war, also eine annehmbare Temperatur hatte.

Ein Ofen hat nicht nur einen Eingang, die Feuerung, sondern auch einen Ausgang — in den Schornstein nämlich. Dort saß eine Regulierungsklappe, und es war eine kleine Wissenschaft für sich, mit Aschentür und Rohrklappe die optimale Einstellung zu finden, damit der Ofen zwar zog, die Wärme aber nicht zum Schornstein hinausgejagt wurde. Heulte draußen um die Weihnachtszeit der steife Nordwest von der See her, dann fuhr er auch mal in die Memeler Schornsteine, und selbst aus den zugeschaubten Ofentüren qualmte blauer Rauch in die Stuben. Dann hieß es schnell: Klappe dicht!

Das Ofenheizen war eine Kunst, und keine ganz ungefährliche! Lieb Mutter die Lüftung beim Anheizen offen und ging „mal schnell“ einen Ring Fleischwurst vom Fleischer für das Mittagessen holen, wobei sie natürlich von der Scheschkatschen, der alten Klatschbase, wieder mal aufgehalten wurde, dann hatte sich vielleicht so schnell und so viel Hitze entwickelt, daß eine Kachel gerissen war. Und litt das Feuer unter Luftmangel, weil die Aschentür nicht geöffnet worden war, dann kam es als Stichflamme in die Stube, um sich die fehlende Puste mit Gewalt zu holen. Das knallte dann so, daß der ganze Ofen erzitterte.

Am Tag lief der Ofen nur mit gedrosselter Kraft. Der Winterabend in der memelländischen Familie wurde mit dem Bullern des Kachelofens eingeläutet — einem dumpfen, beruhigenden Geräusch, das zum Sammeln um den Familientisch einlud.

Am schönsten waren die Schummerstunden am Kachelofen. Mutter saß in ihrem Korbsessel, den Rücken zum Ofen, und strickte Wintersocken aus weißer Wolle. Die Kinder saßen auf dem Boden oder auf Fußbänken um sie herum und lauschten andächtig, wenn die alten Geschichten erzählt wurden. Mutter hatte eine Stiefmutter gehabt und bis zur Einsegnung nur Klumpen getragen, bis zum Frost sogar ohne Wollsocken, die Füße einfach so barft in den kalten Pantinen gesteckt. Was hatte man es dagegen gut... **Hak.**

Bei Anfragen — bitte Rückporto beilegen!

Aus Leserkreisen werden an unseren Verlag täglich zahlreiche Anfragen in persönlichen Angelegenheiten gerichtet. Wir beantworten diese Anfragen bisher gerne. Durch die erhöhten Postgebühren können wir diese persönlichen Anfragen nur noch beantworten, wenn entsprechendes Rückporto der Anfrage beigelegt ist.



Edwin Radtke erinnert sich...

Ein Memelländer in Brasilien denkt an Jugendentage in Memel

Unser getreuer Freund und Mitarbeiter Edwin Radtke sen. in Gramado (Brasilien) ist inzwischen über neunzig Jahre alt, aber er erfreut sich einer Frische und Regsamkeit, um die ihm mancher Jüngere beneiden muß. Zum Weihnachtsfest hat er uns, wie alljährlich, seine Grüße gesandt, diesmal mit einem schönen Erinnerungsbeitrag verbunden. Er schreibt uns:

Jenseits des „großen Teiches“, im fernen Brasilien, blättere ich wieder einmal aus Heimatsehnsucht in alten Memelland-Ka-



gedforderten Preis zu drücken. Sie wußte, mit wieviel Lebensgefahr und harter Arbeit der Beruf unserer Fischer verbunden war. Mutter gedachte auch der schweren Ruderarbeit der Fischerfrauen, die bei Wind und Wetter mit den schweren Booten von Mellneraggen oder Starrischken zum Memeler Fischmarkt kamen.

Dann der Marktbetrieb auf dem Theaterplatz! Wir Jungens drängten uns schnuppernd durch die Reihen der Landbewohner und tuschelten einander zu: „Litauermarkt! Oppmannsdroppel!“ Ja, die Hoffmannstropfen waren das Lebenselixier der Litauer, angeblich halb- oder literweise getrunken. Und das roch man weit!

Da ich schon am Theater bin, kommt mir eine andere süße Erinnerung. Im oberen Saal des Theatergebäudes fand unter der Leitung von Frau Etmüller und der Assistenz ihrer beiden reizenden Töchter unsere Tanzstunde statt. Ich könnte eine Novelle darüber schreiben! Meine jüngere Schwester Lydia, die an dem Kurs teilnahm, stellte mich ihrer Freundin Hanna Haber vor. Sie wurde nicht nur meine vorübergehende Tanzstundenliebe, sondern meine erste wirklich große Liebe. Aber wie heißt es in dem Lönsliede? Falsches Lied der Vogel sang...

Nach über 40 Jahren sah ich Hanna Haber als Frau eines anderen in Curitiba, der Hauptstadt des Staates Parana, wieder! Es war 1935, als ich als Delegierter der Kolonie „Roland“ an einer Generalversammlung von rund 500 in Brasilien siedelnden Pionieren teilnahm und sogar die Ehre hatte, auf Vorschlag des deutschen Konsuls Äldert, die Versammlung zu leiten.

Welche Erinnerungen tauchen beim Namen des Memeler Gartenrestaurantes „Sprech An“ auf! Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war Tante Lydia (die mit dem Schwanenhals!) eine stadtbekannteste Figur. Ihr Neffe Willy Ritscher war ein

lendern und finde dabei in der Ausgabe von 1958 eine herrliche Plauderei von Kurt G. Seigies „Von Tag zu Tag“. Ach, muß ich sagen: Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder!

Der Fischmarkt am Festungsgraben in Memel! Vor nunmehr rund 90 Jahren nahm meine Mutter mich Steppke zum Einkauf auf den Markt mit. Nein, die berühmtenberühmtesten Schimpfsalven bekam sie nicht zu hören, denn sie versuchte nie, den



Wir wünschen ein
gesegnetes Weihnachtsfest
und ein
glückliches Neues Jahr

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

HELENE RUIGIES, geb. Schrabs
KINDERN, ENKELN, URENKELN
4796 Salzkotten, Olweg 16
Wilkomeden, Krs. Heydekrug

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

RICHARD TAUDIEN U. ANNI TAUDIEN
geb. Kuhr
43 Essen 1, Lenbachstraße 10
Früher Pleine, Heydekrug und Schleswig

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

KURT HOWERT U. ALICE HOWERT
geb. Tischler
3057 Neustadt/Rbge., Am Bahnhof Nr. 3
Früher Memel, Roßgartenstraße 7

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

RICHARD BREYER U. MAGDALENA
geb. Behrendt
7897 Tiengen, Klausenstraße 11
Coadjuthen, Krs. Heydekrug

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

FRANZ MÖLLER U. MARGARETE MÖLLER
geb. Schwanitz
2863 Ritterhude/Bremen, Kornblumenweg 11
Früher Memel, Marktstraße/Thomasstraße 6

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

PFARRER I. R. GUSTAV BUTTKEWITSCH
4630 Bochum, Essener Straße 37
Früher Wirballen, Plaschken und Memel

Allen unseren Verwandten, Feunden und Bekannten

ALFRED WILHELM U. LIESBETH WILHELM
geb. Prieß
8030 Hürth, Zum Komarhof 11
Früher Memel, Grüne Straße 5

Allen unseren Verwandten, Bekannten und Freunden

MARGARETE GERKAUS
geb. Schuddigkeit
ERIKA LOOSE, geb. Schuddigkeit
2391 Wanderup, Krs. Flensburg
Früher Memel, Ankerstraße 13

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten

HEINRICH MEISZIES U. HILDEGARD
geb. Pioch Danzig
7900 Ulm/Donau, Am Hetzenbäumle 58
Früher Pöszeiten, Kr. Memel (Bäckerei)



Frohe Weihnacht
und ein glückliches
Neues Jahr

mit der altvertrauten Heimatzeitung wünschen wir allen Lesern,
Mitarbeitern und Freunden unseres Hauses.

Wir danken allen MD Lesern, für ihre Spenden für minderbemittelte
Landsleute

VERLAG UND

SCHRIFTFLEITUNG DES MEMELER DAMPFBOOTS

Allen unseren Freunden und Bekannten

KURT LENZ U. FAMILIE
2838 Sulzingen, Goethestraße 4
Fr. Mantwieden, Krs. Heydekrug, Post Saugen

Allen Verwandten und Bekannten

FRIITZ WALLENEIT U. MARIE WALLENEIT
geb. Ukennings
45 Osnabrück, Schloßwall 42
Früher Memel, Blumenstraße 10

Allen unseren Verwandten und Bekannten

KURT JAGUTTIS U. ANNA JAGUTTIS
geb. Skwirblies
41 Duisburg 14, Gunterstraße 52
Früher Memel, Mühlenstraße 5

Allen Verwandten und Bekannten grüßt

EDITH ROGOWSKI, geb. Zimmermann
674 Landau, Emrich von Leiningenstraße 4
Früher Pageldienen, Memelland

Allen meinen Verwandten, Feunden und Bekannten

HARRY ADAM
463 Bochum, Heusnerstraße 12
Früher Memel, Kl. Sandstraße 7

Allen unseren Freunden und Bekannten

ALBERT BROSCHELL U. FAMILIE
41 Duisburg 1, Karl-Lehr-Straße 14
Obermemel und Willkischken

Allen unseren Freunden, Landsleuten und Kunden

HEIMAT-Buchdienst
GEORG BANSZERUS
347 Hörter/Weser, Grubestraße 9

Allen Verwandten und Bekannten

HERBERT NAUJOKS U. FRAU HERTA
geb. Quaeck
45 Osnabrück, Erich-Maria-Remarque-Ring 1 A
Früher Memel, Zimmermannstr. 4, Ziegelei
Kooden und Kerktuwethen

Ein frohes Christfest
und gesundes Neues 1976

RUDOLF KONRAD U. FAMILIE
Michelsakuten, Kr. Heydekrug/Ostproußen
jetzt: 43 Essen-West, Helmholtzplatz 6
Die Mannheimer Verwandtschaft

Ein frohes Christfest
und gesundes Neues 1976

MANFRED MATZEIT
Darguszen, zuletzt Ramuten-Jahn/Memel
jetzt: 4815 Schloß Holte über Bielefeld 2
Hellweg 137 b. Wittenberg
Heimatfreund in der Patenstadt Mannheim

Festliche Weihnachtstage, einen frohen Aus-
klang des alten Jahres und Gesundheit und
Erfolg für das Jahr 1976

wünschen allen ihren Freunden und Bekannten
**FRIEDRICH-WILHELM SIEBERT UND
FRAU KATE-ASTRID**
29 Oldenburg, Ostlandstraße 14 a

Wirb auch Du
einen neuen Leser
für
Dein Heimatblatt



Walfang am Memeler Tief

Unsere Leserin Charlotte Schlase (514 Erkelenz-Schwanenberg, Rheinweg 159) danken wir einen Ausschnitt aus einer „Gartenlaube“ des Jahres 1908, in der in Wort und Bild vom Fang eines Weißwales im Memeler Tief berichtet wird. Die Fischer Gewildis und Lorenz hätten vier lange Winterwochen im Memeler Seetief mit ihren schwerfälligen Booten einem Wal nachgestellt, der ihnen wieder und wieder entwichen sei, um an anderer Stelle hellschimmernd aus der Flut zu tauchen und seine Verfolger zu narren. Am 25. Februar brachten ihn die beiden Fischer endlich zur Strecke, und Memel war voll von dem ungewöhnlichen Ereignis, kommt es doch sehr selten vor, daß in der Ostsee ein Wal gefangen wird. Der Wal war 4,12 m lang, hatte einen Rumpfumfang von 2,80 m und ein Gewicht von etwa 20 Zentnern. Der Weißwal gehört zur Familie der Zahnwale, deren größter Vertreter der Pottwal ist, während kleinere Vertreter die Delphine und Tümmler sind. Das in Memel gefangene Tier hatte die für einen ausgewachsenen Weißwal normale Größe, denn viel länger als 4,50 m wird er nicht.

Bert Brecht im Memeler Stadttheater

Die Memeler Theatersaison wurde Anfang November mit der „Mutter Courage“, der ereignisreichen Chronik des Dreißigjährigen Krieges von Bert Brecht, eröffnet. Regie führte P. Gaidys, das Bühnenbild stammte von V. Masur, die Musik von V. Barkauskas. Die Mutter Courage wurde von Fräulein Gaigalat gespielt. Das Memeler Stadttheater hat den zweiten Weltkrieg gut überdauert und zeugt auch heute noch von der Pflege deutscher Kultur in unserem so oft umkämpften Grenzland.



Frau **Elisabeth Quatowitz** zum 99. Geburtstag am 29. Dezember die ihren Geburtstag in ihrem hohen Alter bei geistiger und körperlicher Frische begehen kann. Sie nimmt noch Teil an allem Zeitgesche-

hen und ist schon lange Leserin des „Memeler Dampfboot“. In der Heimat wohnte sie in Memel, Jägerstraße 16 und jetzt bei ihren Kindern in 844 Straubing, Rennbahn 38. Es gratulieren recht herzlich und wünschen noch viele gesunde Lebensjahre zwei Kinder, fünf Enkelkinder und zwei Urenkel.

August Romeike, 46 Dortmund 50, Hornbruchsfield 35, früher Kissinnen, Kr. Memel, zum 93. Geburtstag am 30. 12. Der Jubilar wohnt bei seiner Tochter Meta und Schwiegersohn Heinz Scholle, wo er liebevoll versorgt wird. Sein Sohn Erich und Familie wohnen in 237 Rendsburg. Wir wünschen dem Jubilar einen glücklichen und gesegneten Lebensabend im Kreise seiner Kinder, Enkel und Urenkel.

Frau **Berta Oselies** aus 2861 Lohe über Osterholz Scharmbeck, früher Tarwieden, Kreis Heydekrug, zu ihrem 80. Geburtstag am 29. Dezember 1975.

Meta Taruttis, 41 Duisburg-Walsum, Friedrich-Ebert-Str. 432, zum 70. Geburtstag am 19. Januar. Sie wurde in Pageldienen, Kr. Pogegeen, geboren als 13. Kind des Besitzers und späteren Gemeindevorstehers Johann Taruttis und seiner Ehefrau Anna, geb. Ginnuth. Die Vorfahren der Mutter waren seit Generationen im Dorfe ansässig. Bibel, Predigt-, Gebet- und Gesangbuch standen im Hause griffbereit auf dem Bücherbord. Tochter Meta besuchte die Pageldiener Schule und wurde 1920 in der Plaschker Kirche von Pfarrer Scheduikat eingeweiht. Ab 1922 war sie auf mehreren Bauernhöfen in Stellung und lernte die verschiedenen Haushaltsführungen kennen. Als 1928 die Mutter erkrankte, kehrte sie nach Hause zurück. Neben der Krankenpflege übernahm sie die Führung des ganzen Haushaltes. Im Jungmädchenbund Plaschken gehörte sie zu den treuesten Mitgliedern. Nach Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde ihr der Hof überschrieben. Nur wenige Jahre konnte sie sich des Eigentums erfreuen. Im Oktober 1944 mußten sie sich in den Flüchtlingstreck einreihen. Die erste Station war Palmnicken im Samland. Hier starben nacheinander die betagten Eltern, und sie konnte noch beide zur letzten Ruhe geleiten. Nun mußte sie aber allein weiterflüchten. Mit einem Schiff kam sie von Pillau über die Ostsee in Stralsund an und mit einer Zwischenstation in Schleswig-Holstein landete sie im August 1945 in Walsum am Rhein. Hier fand sich

nach und nach der Rest der Familie zusammen; elf Angehörige waren Opfer des Krieges oder der Flucht geworden. Mit der kriegsverwitweten Schwester Helene Schubstadt richteten sie sich wieder einen eigenen Hausstand ein. Zunächst war es eine Notunterkunft, bis sie endlich die jetzige Wohnung in einem Neubau beziehen konnten. Frau Taruttis ist noch recht rüstig und geht gerne auf Reisen. So besucht sie oft ihre Verwandten, Freundinnen und alte Bekannte in der Bundesrepublik, der „DDR“ und in Berlin. Mit vielen unterhält sie einen regen Briefverkehr. Mit Spannung wird immer das MD erwartet und aufmerksam gelesen. — Wir übermitteln der Jubilarin die besten Glück- und Segenswünsche. Die Plaschker Heimatfreunde schließen sich an und grüßen sie mit ihrem Konfirmationspruch: „Zucht, Ehr und Treu verleihe mir, und Lieb zu deinem Worte.“

Kant, Kant — und kein Ende

Die Wirkung des aus dem Memelland stammenden Königsberger Philosophen Immanuel Kant läßt auch in der Gegenwart nicht nach. Die im Verlag von Walter de Gruyter in Berlin im 65. Jahrgang erscheinenden „Kant-Studien“ der Kant-Gesellschaft weisen für das inzwischen abgeschlossene Jahr 1972 rund 280 Neuerscheinungen bzw. Wiederauflagen von und über Kant auf. Die von Professor Rudolf Malter in Mainz betreute Kant-Bibliographie trägt auch für die Vorjahre ab 1968 zahlreiche erst später bekannt gewordene Werke nach.

Die „Kant-Studien“ bringen außer philosophischen Abhandlungen Rezensionen über die bedeutendsten Neuerscheinungen. Interessant ist, daß die Deutsche Akademie der Wissenschaften Kants gesammelte Schriften seit Jahren neu erscheinen läßt. Augenblicklich sind als Band 28 Kants Vorlesungen über Metaphysik und Rationaltheologie erschienen.

Nachtrag zu Blodes Bericht über Klassentreffen

Und hier die Namen der Ehemaligen, die sich bereits 1965, 1966 und 1971 trafen und wahrscheinlich im Mai 1976 erneut zusammenkommen wollen: Arthur Strempler, Walter Günther, Walter Blode, Richard Taureg, Werner Freund, Herbert Zollitsch, Herbert Kiehn und Hans Walter Wiese.



Der Kirchenchor von St. Johannis in Memel

Über hundert Mitglieder umfaßte der Kirchenchor der St. Johannis-Gemeinde in Memel. Sie alle wurden am 12. Juni 1927 von Generalsuperintendent Gregor zu einer Kaffeetafel ins Gemeindehaus geladen. Dabei entstanden unsere beiden Aufnahmen, wobei erwähnt werden muß, daß etwa 30 Sänger verhindert waren. Musikdirektor Johow, der Dirigent des Chores, und Pfarrer Ernst Körner waren bei soviel Weiblichkeit natürlich Hähne im Korb. Körner starb im letzten Sommer 85jährig.



Spendenaufwurf der AdM

Liebe Memelländer!

Wir appellieren wieder an Ihre Unterstützungs- und Hilfsbereitschaft wie in den vergangenen zwei Jahren. Gleichzeitig bedanken wir uns für die uns zugeflossenen Spenden aufgrund unseres letzten Aufrufs zur Mithilfe. Dadurch war es uns möglich, unsere Arbeit so weiterzuführen, daß diese auch Ihnen allen sichtbar dargestellt werden konnte. Wir waren in der Lage, unsere Heimattreffen so auszugestalten, daß sich die Besucherzahlen erhöhten. Wenn Sie in der letzten MD-Ausgabe die Berichte über unser Bundestreffen 1975 in der Patenstadt Mannheim verfolgt und eine Besucherzahl von weit über 2000 Personen festgestellt haben, so gebührt zunächst allen Besuchern dieses Treffens der Dank für die großartige Demonstration unseres ungebrochenen Zusammengehörigkeitsbewußtseins, von dem auch die Vertreter unserer Patenstadt positiv beeindruckt waren. Nicht zuletzt bildeten die Ausgestaltung und die würdige Umgebung wichtige Faktoren für den Erfolg. Wir konnten dank Ihrer Spendenbereitschaft einen erheblichen Teil dazu beitragen.

Helfen Sie uns auch weiter bei unsere Arbeit für unsere Landsleute, für unsere Heimat, für Recht, Freiheit und Selbstbestimmung.

DURCH IHRE SPENDE!

H. Preuß, 1. Vors.

Wichtig für das Ausfüllen der Zahlkarte!

Beachten Sie bitte auf der Rückseite des Einlieferungsabschnittes den Text hinter den Kästchen!

Vergessen Sie bitte nicht, Ihre Heimatanschrift anzugeben. Wir können dann unsere Kartei berichtigen bzw. ergänzen.

Schreiben Sie die Absenderangaben bitte in Druckschrift oder mit der Maschine.

Achten Sie bitte darauf, daß beim Abfertigen auf dem Postamt die Angaben des Absenders durch unsachgemäßes Abschneiden des Abschnittes für den Empfänger nicht verstümmelt (abgeschnitten) werden.

Wenn Sie über ein eigenes Bankkonto verfügen, können Sie die Spenden auch auf das Konto der „Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise“ bei DEUTSCHE BANK AG, Flensburg-Mürwik, Nr. 44/28181 überweisen.



„Herz auf der Waage“

Hugo Wellem hat zum zweiten Male seine Leitartikel, jetzt aus den Jahren 1971 — 1975, in einem Band von 192 Seiten zusammengefaßt und als Gedanken zu Fragen der Zeit unter dem Titel „Herz auf der Waage“ veröffentlicht.

Das bekannte Wort, daß nichts älter sei als die gestrige Zeitung, droht wie ein Gespenst über solchen Sammelbänden, schreibt doch der Kommentator seine Gedanken zu aktuellen Ereignissen, die nach drei oder vier Jahren überholt und zum Teil schon vergessen sind. Trotzdem ist es nicht ohne Reiz, einen Abschnitt der Zeitgeschichte, in dem wir leben, rückschauend im Spiegel eines national gesinnten Leitartikels zu betrachten. Wellem kann einprägsam und engagiert schreiben, treffend und kenntnisreich formulieren, und das meiste, was er sagt, kann man mit gutem Gewissen unterschreiben. Daß das „Ostpreußenblatt“ auf ein Niveau gehoben wurde, das jenseits einer reinen Verbandszeitung liegt, ist sein Verdienst! Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft, 2 Hamburg 13, Postfach, 10,80 DM. K.

„Freiwillige Feuerwehr in Ostpreußen“

Zum 100. Jahrestag der Gründung des Ostpreussischen Provinzialfeuerwehrverbandes hat Hans Milte eine Festschrift von 64 Seiten herausgegeben, die mit 34 Aufnahmen sehr gut bebildert ist und allen Feuerwehrmännern unserer Heimat Freude bereiten wird. Das Memelland ist in die Betrachtung mit einbezogen, und natürlich nimmt die Ausbildung in der Feuerweherschule Metgethen einen breiten Raum ein, haben sich dort ja nach und nach die meisten Wehrmänner ein Stelldein gegeben. Die sehr vielseitige Schrift kann zum Preise von 13 DM direkt beim Milte-Verlag in 69 Heidelberg 1, Handschuhsheimer Landstraße 53, bestellt werden.

WER - WO - WAS

Die Brüder Maiowitz, Manager des New Yorker Hotels „Roosevelt“, sind zwar in Berlin geboren. Ihre Eltern besaßen jedoch ein Hotel in Schmalleningken, Kr. Pogeegen.

Achtung!

Der Verlag des „Memeler Dampfboot“ ist unter der Fernsprechnummer 0441 - 3 31 70 Fa. Werbedruck Köhler + Foltmer zu erreichen.

Das geht Alle an!

42 DM Unterhaltshilfeerhöhung

Am 1. Juli 1976 werden erhöht die Unterhaltshilfe um 42 DM, der Ehegattenzuschlag um 28 DM, der Selbständigenzuschlag (in der obersten Stufe) um 19 DM, der Ehegattenzuschlag zum Selbständigenzuschlag um 10 DM, der Sozialzuschlag um 5 DM, der Ehegattenzuschlag zum Sozialzuschlag um 7 DM und die Obergrenze der Entschädigungsrente um 42 DM. Dadurch, daß die Unterhaltshilfe wie die Sozialversicherungsrenten entsprechend der hohen Lohnsteigerung von zwei bis vier Jahren ansteigt, die Sozialhilfe jedoch gemäß der gegenwärtigen Lohn-Preis-Entwicklung angehoben wird, liegt die Unterhaltshilfe inzwischen in der Regel einige Prozent über der Sozialhilfe, wie es seit Jahren von den Vertriebenenverbänden gefordert wird. Nach letzter Veröffentlichung des Bundesausgleichsamtes erhalten bereits weniger als 2 Prozent der Unterhaltshilfeempfänger



Fern der heimatlichen Erde starben:

Mühlenbesitzer Richard Schaefer aus Paweln, Kr. Heydekrug, geb. am 10. 8. 1897, starb am 24. 11. 1975 in Wuschew, Kr. Seelow, „DDR“.

Emilie Doellert, 62 Jahre, aus 1 Berlin 62, Großgöschenstr. 18, starb auf einer Besuchsfahrt am 17. 9. 1975 in X 291 Perleberg, wo sie auch beerdigt wurde. Sie wohnte früher in Pageldienen, Kr. Pogeegen.

ergänzend Sozialhilfe. Den Sozialzuschlag erhalten inzwischen 14,1 Prozent der Unterhaltshilfeempfänger. Da er dynamisiert ist, übersteigt er ab 1. 7. 76 sowohl den Freibetrag für Vermietung als auch den für Kapitaleinkünfte, was praktisch die Dynamisierung dieser beiden Zuschläge für einen Großteil der Unterhaltshilfeempfänger bedeutet. In drei Jahren wird der Sozialzuschlag den Einkünftefreibetrag für Sozialversicherungs-Witwenrenten erreicht haben, den fast die Hälfte aller Unterhaltshilfeempfänger bezieht.

— Aus den Memellandgruppen —

25 Jahre Adventfeier der Düsseldorfer Memelländer

Die Mittagssonne schien noch durch die hohen Fenster — der 2. Vorsitzende, Herr Rugullis und seine emsigen Helfer waren kaum mit dem Decken und Dekorieren der fünf langen Tafeln fertig, als bereits die ersten Gäste erwartungsvoll ins Haus strömten, die Stunde für einen Jahreserinnerungsaustausch nutzend. Als pünktlich um 4 Uhr Frau Gogolka, geb. Gusovius die Feierstunde mit dem

Vorspruch unserer Heimdichterin Charlotte Keyser „Stille Weihnacht“ eröffnete, war der Saal voller denn je; 20 Jahre hatte die Kinder größer, die Haare etwas weißer werden lassen, aber die Herzen lebendig wie eh und je. Gemeinsam sangen wir das Lied „Macht hoch die Tür“, begleitet von der jungen Heidrun Fammler (als Gast). Unsere 1. Vorsitzende, Frau Gusovius, begrüßte danach „ihre große Memeler Familie“, Herrn Pfarrer Siemeister und die Vertreter des Vorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen in Düsseldorf — und unseren Alterspräsidenten, Herrn Carl Hems, der es sich mit seinen 89 Jahren nie nehmen läßt, an unseren Feiern teilzunehmen.

Sie überbrachte die Grußbotschaft des 1. Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise, Herbert Preuß. Rückblickend auf die Gründung und Arbeit unserer Düsseldorfer Gruppe veranschaulichte nichts so sehr die lange Zeitspanne wie die jungen Erwachsenen, einst Mitspieler unserer Kindergruppe. Sie wies auf die heutigen Schwierigkeiten, jetzt noch Programme nach alter Tradition zu gestalten. Dann ließ Frau Gusovius Erinnerungen an Erlebnisse während unserer harten ostpreußischen Winter wachwerden. Nach dem Vortrag des Gedichtes „Die Fähre“ von Agnes Miegel, dessen Vorahnungen heute schon vergangene Wirklichkeit sind, appellierte sie eindringlich an alle Memelländer noch stärker zusammenzuhalten, als große memelländische Familie innerhalb der „Mutter Ostpreußens“. Sie schloß mit dem Dank an all die vielen selbstlosen Helfer und Mitwirkenden und herzlichen Wünschen zum Fest und Neuen Jahr.

Herr Gerd Fammler sang anschließend mit seinem warmen Bariton das Lied „Die Himmel rühmen“, am Flügel begleitet von Frau Senta Jegorow. Obgleich nicht Heimatvertriebener fand Pfarrer Siemeister von der Friedenskirche in seiner folgenden Festansprache den Weg zu den Herzen der Memeler. Er bat die Anwesenden, der Besinnung und Ruhe mehr Raum in der folgenden Ad-



An der Kaffeetafel

Links: Pastor Siemeister, Frau Gusovius. Rechts: Herr Gusovius, Tochter Karin und Ehemann Gogolka.

ventszeit zu geben, sich von der Hektik der Zeit nicht verwirren zu lassen.

Seine Worte klangen noch nach, als Gissi André an den Flügel trat und mit zauberhafter Sopranstimme das „Ave Maria“ von Gounod sang. Mit langanhaltenden Beifall dankten ihr die Memeler. Vielfältiger Kerzenschein — das traditionelle Lichteranzünden wurde von 3 jungen Memelländerinnen vorgetragen — verlieh der Stunde festlichen Glanz.

Bei der anschließenden Kaffeetafel sangen Andree Erbacher und Ulrike Müller 3 Lieder zur Gitarre. Ihr stimmungsvoller Vortrag wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Duftender Kaffee und



Bescherung

Gesangsvortrag und Flötenspiel von Antje Rugullis und Anne-Christin Nau.

selbstgebackener Kuchen vervollständigten die heimelige Atmosphäre. Nun spielte Frau Senta Jegorow am Flügel eine klangvolle Weihnachtsfantasie mit altbekannten Melodien, die von den Anwesenden spontan mitgesungen wurden. Ihr folgte Gissi André mit dem traumhaft zart vorgetragenen „Wiegenlied“ von Reger. Das kleine Krippenspiel, eingeleitet durch das Lied „Süßer die Glocken die klingen“, ausklingend mit „Stille Nacht, heilige Nacht“ — begleitet von Gudrun Fammler war ein voller Erfolg (obgleich nur einmal geprobt — aber von auswärts wohnenden Müttern zu Hause geübt). Mitwirkende: Beate Ihle, Heike Poerschke, Christiane Kadell, Werner Skibba, Martina, Antje und Jens Kröll, Katrin Marten, Christiane und Hartmut Lass. Einstudierung: Karin Gogolka.

Als Lohn für all die Mühe erhielten danach die Künstler und Mitspieler liebevoll verpackte kleine Geschenke. Damit auch die ganz Kleinen ihren Spaß haben, führte unsere unermüdete Frau Ilse Skibba-Gleadow — auch zur Freude der Großen — das Kasperltheater Rumpelstilzchen mit selbstgemachten Puppen — auch die Bühnenbilder fehlten nicht — auf. Nach der Verteilung der Weihnachtsäckchen an die Senioren mit gefüllten Keramikschälchen aus der Werkstatt von Frau Ilse Skibba und bunten Tüten aus dem Wunderkorb von Frau Gusovius marschierte Knecht Ruprecht in den Saal, eindrucksvoll am Flügel begleitet von Heidrun Fammler. Schade, daß nur Antje Regullis und Christine Nau Knecht Ruprecht mit einem feinen kleinen Flötenspiel für die bunte Tüte dankten. Es folgte der reichbesetzte Julklapp für die Erwachsenen.

Als Dank für die begeisterte Aufnahme schenkte uns Frau Gissi André „das Lied der Nachtigall“ von Grothe. Atemlos lauschten wir ihren perlenden Koloraturen. Es gab wohl keinen im Saal, der diesen Gesang nicht als Höhepunkt der Feierstunde empfand. Die Adventfeier schloß mit dem gemeinsam gesungenen und Frau Senta Jegorow begleiteten Lied: „Ostpreußen, Land der Väter“ von Erwin Ennulat, vertont von Alfred Schaar.

An die Einwohner des Kreises Heydekrug

Für das Jahr 1976 ist die Herausgabe des Buches „Der Kreis Heydekrug (1920 — 1945)“ beabsichtigt. Das Manuskript ist von Walter Buttke, dem Kreisvertreter von Heydekrug und letzten Landrat des Kreises Heydekrug unter Mitwirkung weiterer Persönlichkeiten fertiggestellt worden. Die Herausgabe befindet sich im Stadium der Ko-

Grüße nach Mannheim

AdM-Vorsitzender H. Preuß übermittelte dem Oberbürgermeister der Patenstadt Mannheim Grüße und Wünsche zum Jahreswechsel. Er dankte gleichzeitig für die freundliche Aufnahme in Mannheim und die Unterstützung während des 12. Bundestreffens. Besonders erfreute die AdM, daß die Mühe der Patenstadt durch die Teilnahme von weit über 2000 Memelländern eine kaum zu überbietende Würdigung fand. Preuß drückte seine Überzeugung aus, daß die entstandenen Bindungen zwischen den Memelländern und deren Patenstadt Mannheim in der Zukunft nicht nur weitergeführt, sondern auch weiterentwickelt werden können.

stenermittlung und der Feststellung der Auflagenhöhe.

Es wird damit gerechnet, daß der Kaufpreis 25 DM nicht übersteigt. Interessierte Landsleute geben bitte ihre verbindliche Bestellung unter Angabe von Namen, Vornamen, Anschrift und Stückzahl der beabsichtigten Abnahme bis zum 1. März 1976 unter dem Stichwort „Der Kreis Heydekrug“ an die Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., 239 Flensburg - Mürwik, Twedter Mark 8.

Adventnachmittag in Hannover

Am ersten Adventsonntag verlebte die Memellandgruppe Hannover zusammen mit der Frauengruppe einen besinnlichen Adventnachmittag im großen, hellen Musikraum des Vahrenwalder Freizeitheims. Die Vorsitzende Gerda Gerlach begrüßte die zahlreichen Mitglieder und Gäste mit dem Wort Ernst Wiecherts: „Komm nun wieder, stille Zeit, Krippe, Stern und Kerzen, will in allem Erdenleid diese Welt verschmerzen.“ Sie forderte die Anwesenden auf, Hetze, Sorgen und Unruhe des Alltags zu vergessen und sich dem Zauber der vorweihnachtlichen Zeit hinzugeben. Wer heute diesen Zauber vergeblich suche, möge sich der friedvollen Weihnachtszeit in der Heimat erinnern. Diese Erinnerungen seien geeignet, in unseren Herzen die oft verschüttete Liebe zu unseren Mitmenschen neu zu wecken.

Ihr Menschen, öffnet eure Herzen!

Wir entzünden jetzt die Kerzen:
Dem Herrn der Welt die erste ist,
dem Heiland, unserm Jesus Christ.
Das zweite Licht der Nächstenliebe,
damit das Leben nicht so trübe!
Das dritte Licht dem Heimatland,
den Menschen, die von dort verbannt.
Das vierte Licht hier im Advent
für eine gute Zukunft brennt.
Nun zündet alle Kerzen an,
damit sich jeder freuen kann!

Mit diesen Worten ließ die Vorsitzende die Kerzen des Adventkranzes aufflammen, und auf der festlich mit Tannengrün dekorierten Kaffeetafel wurden ebenfalls die roten Kerzen angezündet. Gemeinsam wurde das von dem ostpreußischen Pfarrer Georg Weissel aus Domnau gedichtete Adventlied „Macht hoch die Tor...“ gesungen. Nach einer Weihnachtsfantasie auf dem Klavier las Frau Gerlach vor, wie Pfarrer Weissel als

Aus dem Hause Sechsamertropfen



Heinr. Stobbe KG - 8592 Wunsiedel

Seelsorger der Altroßgärter Kirche in Königsberg mitten im Dreißigjährigen Krieg im Dezember 1634 seiner Gemeinde dieses ergreifende Lied schenkte. Frau Mazat und Herr Flaschka erfreuten mit den Duetten „Heil'ge Nacht“ von Ludwig van Beethoven und „O du stille Zeit“. Frau Mazat bekam als Solistin für „Viel goldne Sternlein“ besonders starken Beifall. Die Memeler Aussiedlerkinder Ingrid und Heinrich Kudirka, 6 und 10 Jahre alt, erfreuten mit Gedicht und Lied.

Nach dem gemeinsamen Lied „O du fröhliche“ war es dann soweit: Jeder bekam ein hübsches Päckchen aus dem Nikolaussack, und man plauderte gemütlich im Kerzenschein bis zum Aufbruch.

„Ehe wieder alles im Alltag verklingt, möchte ich herzlich für den schönen, stimmungsvollen Adventnachmittag in der Memellandgruppe danken“, schrieb eine Memelländerin nach der Feier. „Wir haben ihn als Erinnerung an solche Sonntagnachmittagsstunden zu Hause empfunden. Damals gab es noch Hausmusik und besinnliche Einführung in die adventliche Zeit. Es tut gut, einmal im Kreise der Landsleute stille zu werden und in das Licht zu schauen.“

Die Frauengruppe war drei Tage später zu einem besinnlichen Adventnachmittag der vertriebenen Landfrauen in das Haus des Deutschen Ostens geladen, wo Frau Kahno in festlichen Rahmen einige adventliche Stunden mit Lesungen, Gedichten, Liedern und Erzählungen vorbereitet hatte. Man trennte sich mit den herzlichsten Wünschen für die Weihnachtstage und das Neue Jahr.

Gerda Gerlach vertrat die Memellandgruppe Hannover bei der Mitarbeitertagung des BdV-Landesverbandes Niedersachsen in Hildesheim am 1. November.

Preis Kegeln in Iserlohn

Die Memellandgruppe Iserlohn veranstaltete am 6. Dezember im Hotel Brauer ein kombiniertes Preiskegeln. Der Andrang war groß und beide Schreiber hatten volle Hände zu tun um die Namen und die geworfenen Holz aktenkundig zu machen.

Memellandgruppe Iserlohn
wünscht allen Landsleuten und Freunden im In- und Ausland recht frohe Weihnachten und ein gutes Neues Jahr.

Der Vorstand
i. A. Wilh. Kakies, I. Vors.

chen. Frau Hildegard Pollmann aus Ergste gewann erstmalig die „Golden-Kegel-Kette“, mit 30 Holz (5 Wurf) vor Gertrud Melzer Hagen und Frau Elisabeth Busch Iserlohn. Auch die Herren-Kette ist im Besitz eines neuen Trägers: Auch Günther Naujoks Deilinghofen gewann die Kette (erstmalig) mit 35 Holz vor Gebhard Bürger Hagen und Wilhelm Kakies Iserlohn. Den Jugend-Wander-Pokal gestiftet von der Stadtparkasse Iserlohn, holte sich mit 30 Holz, der 11jährige Hans-Dieter Harner aus Deilinghofen vor Sigi Gischer Iserlohn und Wolfgang Pollmann Ergste.

Anschließend wurde auf Gänse, Puten und Enten gekegelt. Eine Weihnachtsgans holte sich mit 196

Holz bei 30 Wurf Herr Horst Pollmann aus Ergste. Die Pute holte sich mit 161 Holz Frau Giesela Harner aus Deilinghofen und die Ente gestiftet für die Jugendgruppe bekam mit 67 Holz die 15jährige Cornelia Maibaum aus Fröndenberg bei 15 Wurf.

Der Vorstand hatte aber auch an die gedachte, die keinen Preis sich erkegeln konnten. So hatten alle Landsleute Päckchen mitgebracht und im Nikolaussack konnte dann jeder einmal hineinlangen.

Nach einer gemütlichen Runde verabschiedete man sich bis zum Weihnachtsfest am 20. Dezember und zum „Neujahrs-Preis-Kegeln“ im Januar 1976.

Adventsnachmittag in Oldenburg

„Alle Jahre wieder —“ versammelten sich die in Oldenburg lebenden Memelländer unter dem langjährigen Vorsitzenden der Gruppe Herbert Görke zu einem Adventsnachmittag am 7. Dezember. Zu den zahlreichen Oldenburgern waren aus der näheren und weiten Umgebung viele Memelländer erschienen. Leider ist der Kreis mit den Jahren immer kleiner geworden und die Jugend fehlt, nur vier Kleinkinder waren mit den Eltern gekommen. So wurde auch bei der Totenehrung des vor einigen Tagen im 67. Lebensjahr verstorbenen Wilhelm Mertineit gedacht, der am 8. 12. zu Grabe getragen wurde. — Am 7. 12. wurde Frau Dora Werner im Altersheim Blankenburg 81 Jahre und Frau Trude Einaris am 8. 12. 80 Jahre.

An einer recht weihnachtlich mit roten Kerzen und Tannengrün geschmückten Tafel hatten die Anwesenden Platz genommen. Nach kurzen Begrüßungsworten verließ Herbert Görke die Grußbotschaft des 1. Vorsitzenden der AdM, Herbert Preuß. Nach dem gemeinsam gesungenen Lied „O Tannenbaum“ und dem Vorspruch

Weihenacht,
du Nacht der Nächte,
aller Liebe Inbegriff,
schenk von deiner Kraft und Wärme
allen Menschen, die da darben,
allen Menschen, die da frieren,
allen Menschen, die verzagen,
allen Menschen, die verstummen,
weil der Schmerz sie überwand.
Schenke Hoffnung,
schenke Freude,
schenke Liebe
immerdar.

Lasset uns ein Licht entzünden,
daß wir brüderlich uns finden,
allen Harder überwinden,
daß die Liebe in uns sei!
Liebe soll die Welt verwandeln,
denn nur dadurch wird sie frei ...
wurden die vier Lichter angezündet:

1. Licht: Dem Gedenken unserer Lieben in der Ferne!
2. Licht: Dem Gedenken unserer treuen Toten!
3. Licht: Das Licht wieder werde in aller Welt!
4. Licht: Dieses Licht aber brenne zum Gedenken unserer Heimat, unserem geliebtem Memelland!

Zwischen gemeinsam gesungenen Weihnachtsliedern las Fräulein Hanna Penschuk die Erzäh-

lung „Die Hirschkuh“ und Frau Görke „Martin entdeckt den Weihnachtsstern“. Die vorweihnachtliche Stimmung wurde durch die Musikvorträge von Herrn Klaus, Akkordeon und Herrn Kreuz, Geige, so recht unterstrichen. Schöne, große Bunte Tüten für die Kleinen und Austauschgeschenke für die Großen wurden verteilt. Bei schmackhaftem Apfelkuchen und Bohnenkaffee — und recht regen Gedankenaustausch saß man einige Stunden beisammen. Mit den besten Wünschen für das Weihnachtsfest und das Neue Jahr bedankte sich der 1. Vorsitzende am Schluß des Adventsnachmittags für das so zahlreiche Erscheinen und die so großzügige Tellersammlung. **FWS**

Vorweihnachtliche Feier in Reutlingen

Am 2. Advent trafen sich die Memelländer aus Reutlingen/Tübingen und Umgebung in der Gaststätte „Harmonie“ in Reutlingen um einige Stunden der stillen Zeit vor dem Fest, gemeinsam zu verleben. Der 1. Vorsitzende LM. Hans Jörgen begrüßte die erschienenen Landsleute und Freunde unserer Gruppe und verlas ein Grußwort des 1. Vorsitzenden unserer AdM Herrn Preuß zum Jahreswechsel. Ein besonderer herzlicher Gruß galt dem 1. Vorsitzenden der Deutschen aus Litauen und den vier Musikanten, die unsere Feier musikalisch so vortrefflich umrahmten.

Adventsweisen von zwei Trompeten, einem Cello und Saxophon vorgetragen, Gedichte zur Adventszeit und gemeinsam gesungene Adventslieder gaben der vorweihnachtlichen Feier ihren besinnlichen Inhalt. Lm. Arthur Borm stellte seinen Vortrag unter das Thema „Sinn und Herkunft unserer Weihnachtsbräuche“. In launig, wie auch in gediegener Art, schilderte Lm. Borm Ursprung und Werdegang des Nikolaustag, Martinistag bis zum späteren Siegeszug des Weihnachtsbaumes in deutschen Landen. — Alle Landsleute lauschten gespannt den Ausführungen und würdigten diese Leistung durch einen anhaltenden Applaus. — Mit schönen Weisen unterhielten uns unsere Musikanten bis es dann Zeit war, wieder den Heimweg anzutreten.

Der Vorstand

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Herausgeber **F. W. Siebert, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14 A, Telefon 0441 - 3 65 35. Schriftleitung F. W. Siebert unter Mitarbeit von H. A. Kurschat, 87 Würzburg-Heidingsfeld, Nikolaus-Fev-Straße 72. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlags und der Schriftleitung. Einsendungen nur an den Verlag des „MEMELER DAMPFBOOT“, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14 erbeten. — Druck und Versand: Werbedruck KÖHLER + FOLTNER, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14. Bankverbindungen: Oldenburgische Landesbank AG, Konto-Nr. 56 854; Volksbank Oldenburg, Kto.-Nr. 23 495. Postcheckkonto: Werbedruck Köhler + Foltner, Hannover Nr. 229 46. — Bezug nur durch den Verlag. — Vierteljährlicher Bezugspreis 6,00 DM.**

Öffentliche Aufforderung

Am 23. Juni 1975 verstarb in Rahden die zuletzt in Espelkamp wohnhaft gewesene Gertrud Nichte geborene Sauff, geboren am 28. 11. 1900 in Karkelbeck Kreis Jecha.

Als gesetzlicher Erbe zu 1/8 kommt ihr Bruder Michel SAUFF, geboren am 31. Januar 1896, in Betracht, der zuletzt in Memel gewohnt hat und seit dem Kriege vermißt ist. Verstarb er vor der Erblasserin, so treten seine Abkömmlinge an seine Stelle.

Die in Frage kommenden gesetzlichen Erben wollen sich unter genauer Darlegung des Verwandtschaftsverhältnisses binnen 6 Wochen ab Veröffentlichung beim Amtsgericht Rahden melden, andernfalls der Erbschein ohne Aufführung ihrer Erbrechte erteilt wird.

Rahden, den 24. November 1975

AMTSGERICHT RAHDEN
D ö p k e, Rechtspfleger

POLIZEIKOLLEGEN DER RESERVE UND AUCH AKTIVE,

die seit 1940 in Memel oder im Einsatz Dienst hatten, werden um ihre Anschrift gebeten von OTTO RAUDIS, 41 Duisburg 14, Beguinenstraße 64. Gerne möchte ich bestätigt haben, daß ich seit Juni 1940 bei der Polizei in Memel Dienst gemacht habe bis Ende 1941. Seit 1942 bis Kriegsende war ich im Fronteinsatz in Rußland. Viele kennen mich, leider erreiche ich niemand, weil ich keine Anschrift habe von all den Polizeiangehörigen. Ein Herr von der Schutzpolizei der Reserve hat mir bereits meine Kriegsdienstzeit bestätigt. Leider begnügt sich die Landesversicherungsanstalt nicht damit alleine.

Die Landesversicherungsanstalt möchte noch einige Beweise meiner Kriegsdienstzeit für die Berechnung meiner Rente. Ich hoffe zuversichtlich auf einige Lebenszeichen!

Wertvoller

werden die jährlichen Ausgaben des „Memeler Dampfboot“, wenn diese in der hellblauen, ganzleinenen mit Silberdruck gehaltenen

Einbanddecke

gesammelt und gebunden werden!
Wir liefern diese Einbanddecke zum Preise von **DM 6.50** zuzüglich DM 2.50 für Porto + Verpackung.

Werbedruck Köhler + Foltner
29 Oldenburg, Ostlandstraße 14

**Wer das „Memeler Dampfboot“
regelmäßig liest -
ist seiner Heimat nahe**

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt;
und Er wird mich hernach
aus der Erde auferwecken. Hiob 19., 25.

Auf seiner Besuchsreise durch Deutschland entschlief in Karlsruhe am 29. November 1975 mein treuer Lebensgefährte

Revierförster a. D.

Wilhelm Gelszinnus

nach kurzem, schweren Leiden im 73. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

Erna Gelszinnus, geb. Gailus, Kanada
Dieter und Christine Bressel, geb. Gelszinnus, Kanada
mit Markus, Andrea und Martin Johann Gelszinnus, Karlsruhe
und alle Anverwandten.

75 Karlsruhe, Lessingstraße 9

Er wurde auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe von Freunden und Verwandten zur letzten Ruhe geleitet.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verschied am 16. 11. 1975 mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

Robert Dippel

im Alter von 77 Jahren.

Es trauern um ihn

Lore-Marie Dippel, geb. v. Schulze
Helmut und Rose Winkler
Hannelore und Willi Buchholz
Peter und Birgit Dippel
sowie 5 Enkelkinder.

2421 Neukirchen/Malente, Hauptstraße 3

FAMILIEN- ANZEIGEN

sind daheim stets mit
Interesse gelesen worden.
Bei Heiratsanzeigen finden
auch Sie den rechten
memelländischen Partner.
Daher auch bei dieser
Gelegenheit im

MEMELER DAMPFBOOT

insrieren.

Unsere liebe Schwester und Tante

Liesbeth Müller

aus Memel, Alexanderstr. 25 und
Gumbinnen
ist unerwartet und friedlich für immer
eingeschlafen.

* 26. 5. 1892 † 11. 9. 1975
Königsberg/Pr. Reinbek

Im Namen aller Angehörigen

Erna Felgendreher,
geb. Müller

404 Neuss 21 Norf, Ulmenallee 114.

Achtung — Goggofahrer!

250 ccm Neu- u. Gebrauchtfahrz.
(Führerschein Kl. IV alt) lieferbar.
ASS - GmbH, 638 Bad Homburg 6,
Telefon 06172 / 4 43 48

„Hicoton“ ist altbewährt gegen
Bettläsungen
50 Tabl. DM 8,40. Nur in Apotheken.

Nach langer, mit großer Geduld ertragener Krankheit verstarb plötzlich und unerwartet fern ihrer geliebten ostpreußischen Heimat meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, unsere liebe Omi, Schwägerin und Tante

Luise Meding

geb. Lux

geb. 27. 9. 1896

gest. 3. 12. 1975

In tiefer Trauer:

Ernst Meding
Irmgard Wolff, geb. Meding
Erich Wolff
Ruth Maerz, geb. Meding
Horst Maerz
die Enkelkinder Harald Wolff und
Frau Monika, geb. Schulte
Hans-Joachim, Manuela und
Mathias Maerz

294 Wilhelmshaven, Marienburger Straße 20
früher Memel, Friedrich-Wilhelm-Straße 14 — 15

Die Beerdigung fand am Montag, dem 8. Dezember statt.

Müh und Arbeit war dein Leben,
Ruhe hat dir Gott gegeben.

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief am 19. 11. 1975 meine liebe Mutter, unsere treue, gute Schwester, Oma und Uroma, Schwägerin, Tante und Cousine

Ertme Woschkat

geb. Schernus

im 75. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

Marie Frank, geb. Woschkat
Marie Waitschies, geb. Schernus
Georg Schernus
Enkel und Anverwandte

8183 Rottach-Egern, Reinerweg 27
früher Kukoreiten

Trauerhaus Waitschies
46 Dortmund - Winkede, Am Münzenkamp 4

Nach langem Leiden ist unsere liebe Mutter

Liesbeth Silkeit

geb. Nußwald

für immer von uns gegangen,

im Namen der Hinterbliebenen:

Familie Silkeit

756 Gaggenau - Rotenfels, 12. November 1975
Hebelstraße 27
früher Prökuls Kreis Memel